

EINSTEINS

DAS MAGAZIN DER EICHSTÄTTER JOURNALISTIK



FREMD
IN DEUTSCHLAND

AUFBRECHEN

Flucht damals
und heute

ABWARTEN

Illegal in
Deutschland

ANKOMMEN

Tanzen
gegen Vorurteile

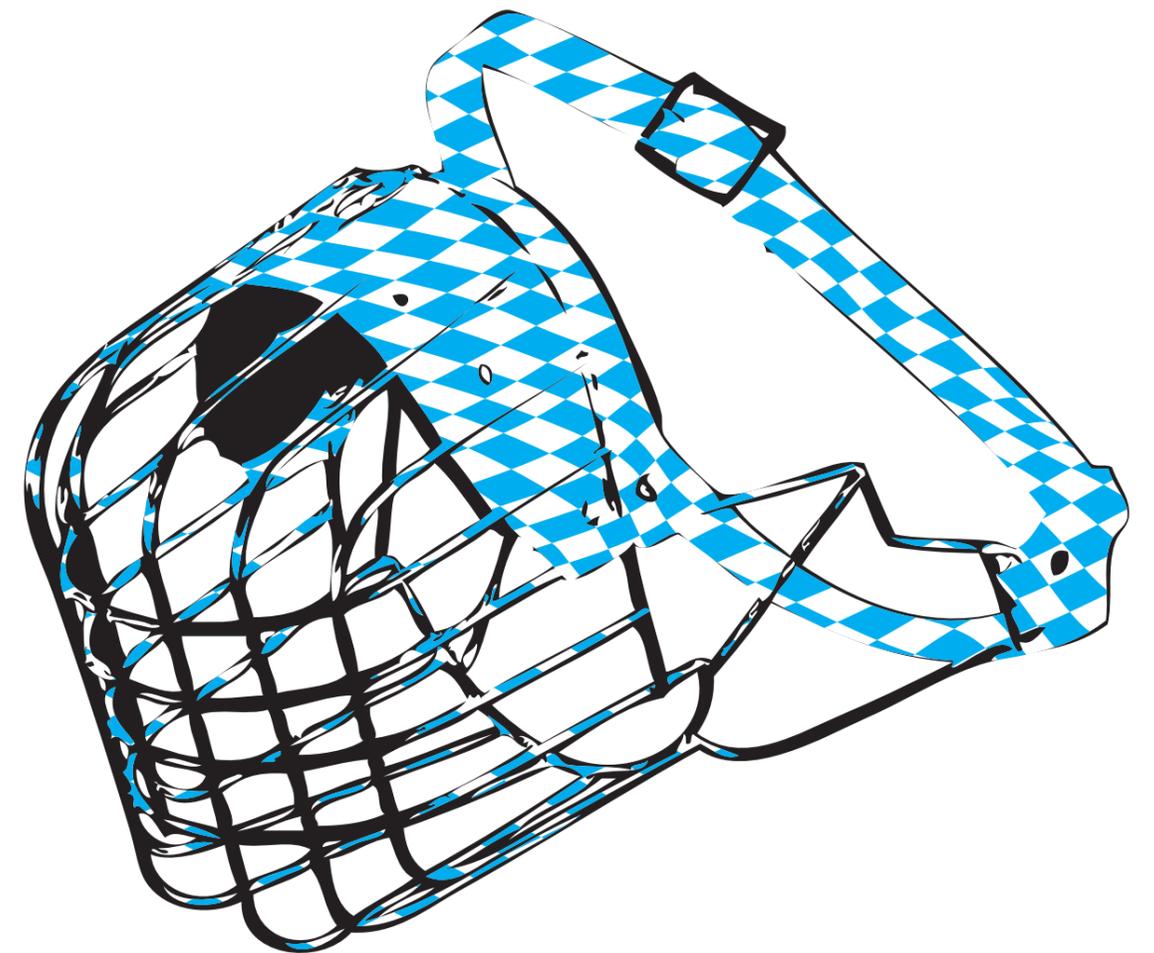
M Flughafen
München

Wirtschaftsmotor Airport

Mit seinen exzellenten Verbindungen zu 220 Zielen in aller Welt bietet der Münchner Flughafen der exportorientierten bayerischen Wirtschaft ein ideales Sprungbrett für den Aufbruch zu neuen Märkten und Metropolen. Im globalen Wettbewerb der Regionen profitieren die heimischen Unternehmen erheblich von ihrer Nähe zu einer der wichtigsten europäischen Luftverkehrsdrehscheiben. Für viele Investoren, die sich neu in Süddeutschland ansiedeln, ist der Münchner Airport das entscheidende Argument bei der Standortentscheidung. Als Motor für Konjunktur und Beschäftigung sorgt der Flughafen München auch künftig dafür, dass es mit Bayerns Wirtschaft weiterhin bergauf geht.

www.munich-airport.de

Ohne Journalisten gibt es keine Demokratie



Der **Bayerische Journalisten-Verband** vertritt die Interessen von rund 8000 hauptberuflichen Journalistinnen und Journalisten in Bayern. Werden Sie Mitglied im BJV und nutzen Sie die vielfältigen Angebote von der Fortbildung bis zur Rechtsberatung. Überzeugen Sie sich von unserer Kompetenz als Gewerkschaft und unserer Qualität als Berufsverband!

www.bjv.de

[facebook.com/bjvde](https://www.facebook.com/bjvde)

twitter.com/bjvde

BJV Bayerischer
Journalisten-Verband
e.V.

Meinung braucht eine Stimme

Editorial



Liebe Leserinnen und Leser,

die neue Ausgabe von Einsteins ist da und es ist ein besonderes Heft, Nummer 25. Das Thema: „Fremd in Deutschland“. Unsere Reporter haben in den letzten Monaten Beiträge zu einem Thema produziert, das aktuell besonders relevant ist. Während der Recherchen von Einsteins brannten Flüchtlingsheime in Meißen und Lübeck; Orte wie Freital in Sachsen oder Tröglitz in Sachsen-Anhalt sorgten für einige Negativ-Schlagzeilen.

Während wir in den ersten Wochen intensiv am Konzept dieser Einsteins-Ausgabe gearbeitet haben, titelte die Wochenzeitung DIE ZEIT zur Flüchtlingskrise im Mittelmeer: „Wir wollen nicht, dass sie ertrinken. Wir wollen nicht, dass sie kommen. Was wollen wir tun?“ Kritiker warfen der ZEIT vor, es sei zynisch, solch plakative Aussagen an so prominenter Stelle zu verbreiten.

An vielen Stellen ist die Berichterstattung geprägt durch Stereotypen - Flüchtlinge als Masse oder als Opfer. Die Perspektive ist dabei stets dieselbe: Deutsche, die auf Ausländer blicken. Die öffentliche Debatte beschränkt sich dann auf nur zwei einfache Fragen: Woher? Wohin?

Einsteins möchte andere Fragen stellen und die Geschichten über Migranten und Fremde in Deutschland zeigen, die aktuell leicht vergessen werden. Wir wollen die Perspektive wechseln. Das alles aufbereitet in bewusst langer Form und leisem Layout. In diesem Heft finden sich Geschichten, die von der psychischen und physischen Fremde handeln. Menschen, die als Fremde hierher gekommen sind, erzählen in Einsteins ihre Lebensgeschichten. Klassische Reporter-Arbeit war dabei gefragt: Sie kostet Zeit, Geld, manchmal auch Nerven - und ist doch unverzichtbar.

Unsere Reporter haben mit ihren Recherchen direkt vor ihrer Haustür begonnen: In Eichstätt leben seit einiger Zeit immer mehr Flüchtlinge, erst vor wenigen Tagen

kamen wieder 400 Menschen aus der Erstaufnahme München. Sie finden hier eine Heimat, lernen Deutsch, spielen Fußball an der Altmühl. Es sind vor allem junge Menschen. Sie kommen aus Syrien, Eritrea, Afghanistan. Einige der neuen Gesichter Eichstätts stellen wir auf den ersten Seiten des Heftes vor.

Von Eichstätt aus zogen wir los, recherchierten in ganz Deutschland: Im Saarland wohnten unsere Reporter eine Woche lang im kleinen Ort Quierschied. Sie erlebten, wie zwei Generationen Flüchtlinge dort unter einem Dach wohnen und die eine Generation, die Hilfe weitergibt, die sie einst selbst erfahren hat (Seite 11). Wir trafen einen Fotografen, der während seiner Auslandseinsätze oft wie ein Nomade lebt; dem Deutschland manchmal ziemlich fremd vorkommt (Seite 18). Auch mit Menschen, die illegal ohne Papiere in Deutschland leben, haben wir gesprochen (Seite 38). Der Abzug der letzten noch in Deutschland stationierten britischen Soldaten ist ebenso Thema im Heft. Nicht alle von ihnen wollen wieder zurück auf die Insel. Dazu gibt es ab Seite 54 eine Fotoreportage.

Für all diese Geschichten haben unsere Reporter während der letzten Monate als crossmediale Redaktion gearbeitet. Heraus kam dieses Heft - und mit ihm eine TV-Sendung sowie ein Online-Projekt (siehe Seite 70).

Dank gilt an dieser Stelle allen, die uns während der Recherchen unterstützt haben und die in Einsteins ihre - so wichtigen - Geschichten erzählen.

Herzlichst,

Ihr Christian Schweppe
Chef vom Dienst, stellvertretend für die Redaktion

Inhaltsverzeichnis



11



62



38

Aufbrechen



11 Gehetzt. Geflohen. Gerettet.

Eine ehemalige Vertriebene nimmt einen Flüchtling aus Syrien auf



18 Der Expatriate

Er fotografiert Leid und Elend in Krisengebieten. Er wohnt mal hier, mal dort



22 Lara hat ein Ziel

Über Erfahrungen jugendlicher Migranten der zweiten Generation

Abwarten



29 **Unter Beweislast**
Sie sind wegen ihrer sexuellen Orientierung geflohen - hier aber noch nicht angekommen



34 **Und dann bleiben sie doch**
Von Visum zu Visum: Au-Pairs, die nach Deutschland kommen



38 **Sieben Monate für eine Zigarette**
Ein Sudanese heimlich in Deutschland: Illegal und ohne Papiere

Ankommen



43 **Blut in der Erde**
Sie leben dort, wo früher Hunderte gestorben sind: Auf einem ehemaligen KZ-Außenlager



48 **Goodbye, Bratwurst?**
Die britischen Soldaten ziehen ab. Ian Grant bleibt



54 **Fotoreportage: Exit**
Die Amerikaner verlassen eine Stadt. Was bleibt?

62 **Gestatten: Quick**
David Kwiek gehört zum Volk der Roma: Er tanzt gegen Vorurteile und Diskriminierung

3 Editorial

6 Intro: Eichstätt's neue Gesichter

Vier Flüchtlinge über ihr neues Leben in Deutschland

68 Redaktion & Impressum



Ike (18) aus Nigeria: „Ich fühle mich wohl hier.“

FOTOS: CHRISTOPH EIBEN



Innocent (26) aus Nigeria: „Ich bin Fan vom FC Bayern.“



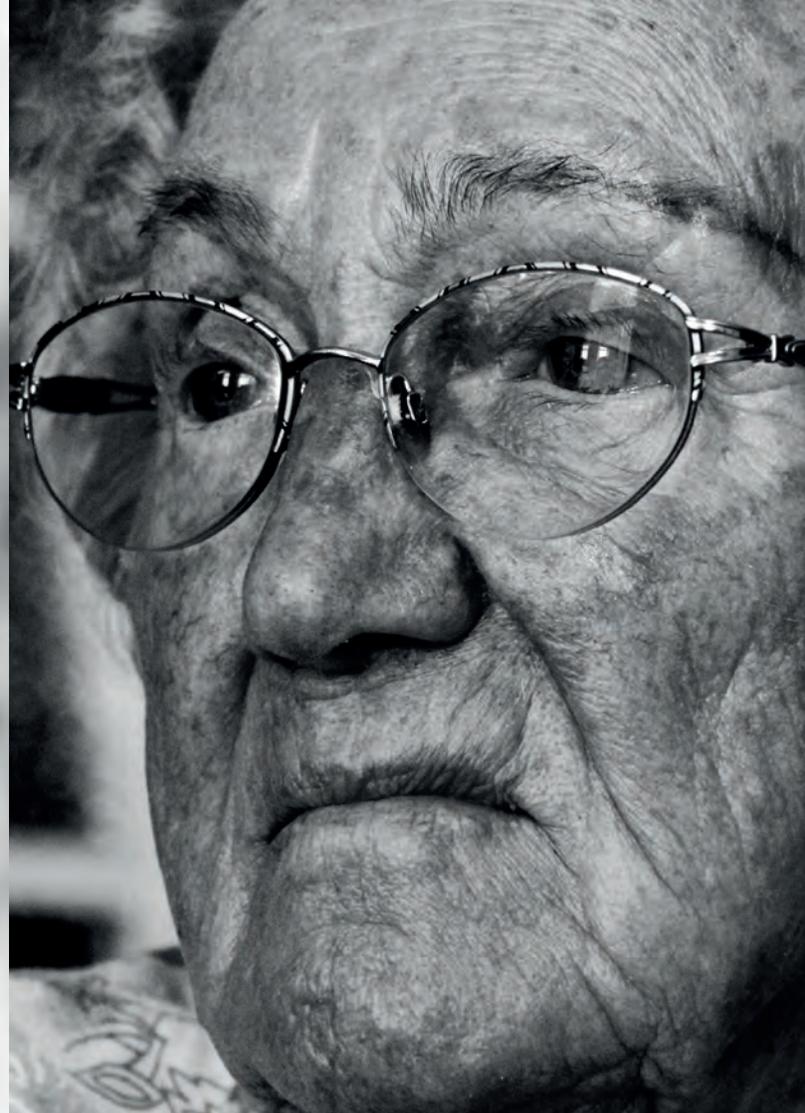
Seave (21) aus Eritrea: „Die Leute hier sind sehr nett, vor allem in Eichstätt.“



Maykle (23) aus Eritrea: „Hier kann man einfach rumgehen und mit Leuten reden, hier ist das nicht gefährlich.“



AUFBRECHEN



FOTOS: HANNAH HEINZINGER

Gehetzt. Geflohen. Gerettet.

Sie weiß, was es heißt, aus der eigenen Heimat vertrieben zu werden. Sie erinnert sich noch genau, wer ihr damals geholfen hat – auf der Flucht und in der Fremde. Deswegen hilft Hildegard Strauss dem Syrer Mazen, sich in Deutschland einzuleben.

VON SARAH BEHAM

Jalla, jalla! Schnell, schnell! Es ist dunkel. Keine Polizei. Mazen rennt am Strand Richtung Meer. Stolpert. Hetzt. Das ist seine Chance. Er darf nicht entdeckt werden von der Polizei, die ihn in einem Land behalten will, in dem es keine Zukunft für ihn und seine Familie gibt. In einem Land, in dem Syrer nicht mehr gut leben können, seitdem Mohamed Mursi kein Präsident mehr ist.

Der Bürgerkrieg in Syrien hatte Mazen Saramijou (42) und seine Familie gezwungen, nach Ägypten zu flüchten. Jetzt hat er sie dort zurücklassen müssen, flieht alleine in eine Zukunft, die den Namen Deutschland trägt.

Alles, was er dazu braucht, hat er Stunden zuvor in Plastik eingehüllt, in der kleinen Wohnung, in der er mit 25 anderen Männern gehofft hat auf das *Go* des Schleusers: Pass, Geld, Papiere, Handy. Das, was ihm im Meer das Leben retten wird, passt auf seine Schultern in einen Rucksack: fünf kleine Flaschen Wasser und zwei gelbe Packungen Datteln von der Marke *Dubai Dates Factory*.

Er kann das Meeresrauschen schon hören. Mazen rennt weiter zum Boot. Meter für Meter kommt er seiner Freiheit näher. Er spurtet ins Meer, das Wasser durchdringt seine Turnschuhe. Nur sein Kopf ragt noch aus dem Meer. Sein Leben hat er mit einem Gürtel um den Bauch geschnallt, seinen Pass, sein Geld – es darf nicht weggespült werden. Schnell. Schwimmen. Schneller. Zwei Hände packen seine Schultern, hieven ihn an Bord. Diesen Tag, den 13.

» Sein Leben hat er mit einem Gürtel um seinen Bauch geschnallt «

August 2013, wird Mazen nicht mehr vergessen. Er erzählt davon, als sei es gestern geschehen. Er wird den Tag auch verfluchen.

Zigarette statt Kontrolle Mittelwalden 1947

Sie müssen nicht hetzen, haben noch ein wenig Zeit. Der polnische Chef des Friseursalons, in dem Hildegard arbeitet, hat ihr und ihren Eltern gesagt, dass sie weggeschickt werden. Sie können noch das Nötigste einpacken: Kleidung. Dann ist es soweit, am 18. August 1947. Sie werden ausgewiesen aus Mittelwalden, Sudetendeutschland. Hildegard ist gerade einmal 18 Jahre alt. Am Bahnhof sieht Hildegard ihren polnischen Chef zum letzten Mal: Hab' keine Angst, ich bin bis zum Schluss bei dir, hat er ihr noch gesagt. Dann steht er vor ihr, jetzt nicht mehr ihr geliebter Chef mit dem Rasiermesser in der Hand, sondern jemand in der Rolle als Aufseher mit Gewehr. Als sie sich sehen, hat er etwas für Hildegard: das Silberbesteck, die schwarze Nähmaschine ihrer Mutter und ein Rasiermesser mit braunem Griff – als Andenken an ihre gemeinsame Zeit im Salon. Bis heute ärgert sich Hildegard (86), dass sie sich seine Adresse nicht aufgeschrieben hat.

Hildegard muss zur Körperkontrolle. Eine Kundin des Salons steht jetzt als

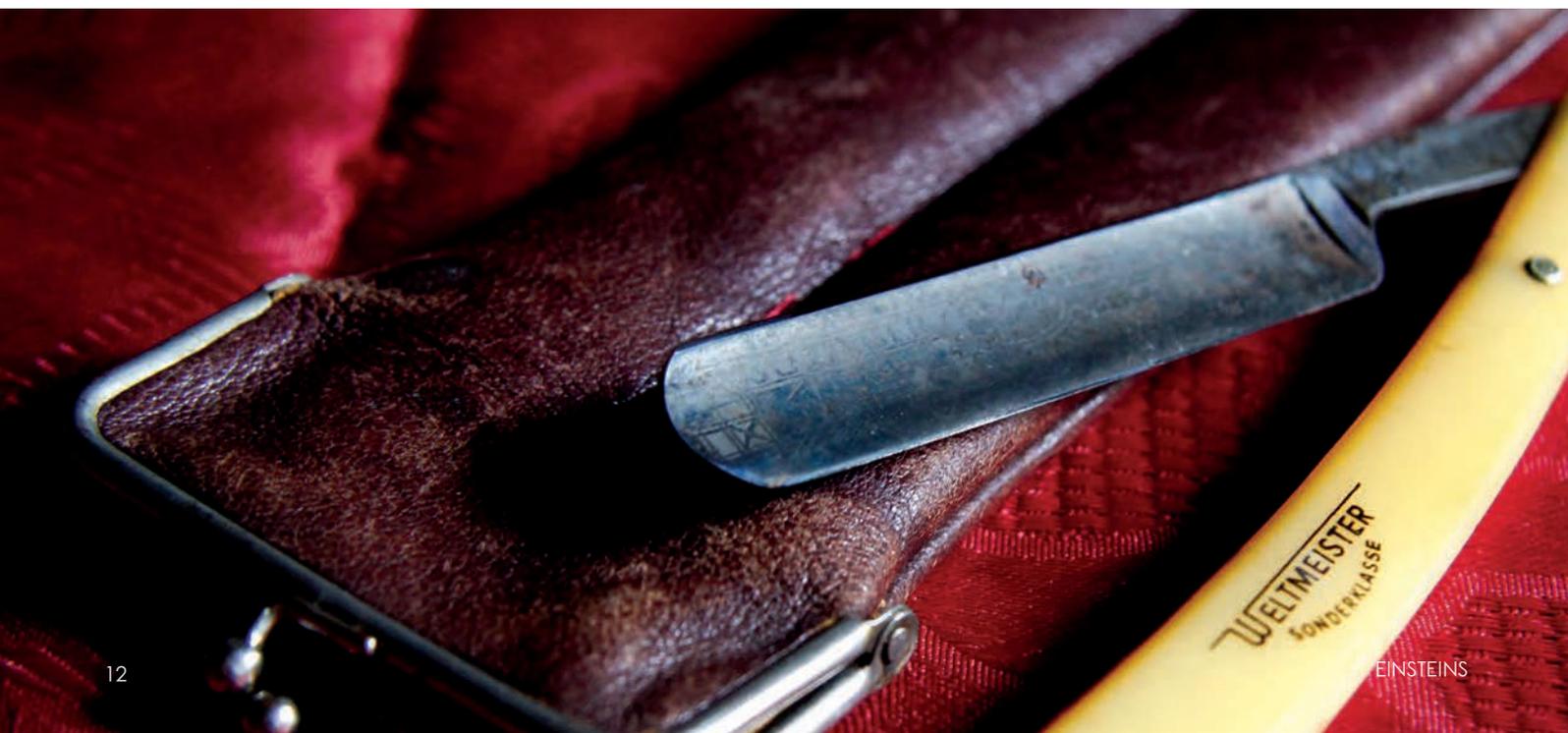
Kontrollleurin vor ihr: Hildchen, musst du auch weg? Wer soll mir denn jetzt meine Haare machen? Hildegard darf alles behalten, wird nicht wie die anderen Vertriebenen betatscht. Zwanzig Minuten dauert die Kontrolle, die keine ist. Hildegard und ihre Kundin rauchen eine letzte Zigarette, vertreiben sich die letzten zwanzig Minuten, bevor es auf eine Fahrt ins Ungewisse geht.

Das „Traumschiff“ Mittelmeer 2014

Rumms – das kleine Fischerboot aus Eisen wackelt. Mazen ist seinem Traum so nahe – zu nahe. Das Fischerboot, in dem Mazen sitzt, stößt gegen das größere Schiff, auf das er wechselt und das ihn weiter Richtung Deutschland bringen sollte. Die weiße Farbe des großen Schiffes bröckelt ab, das Holz kommt darunter zum Vorschein. Ein Leck. Trotzdem. Mazen klettert auf das Holzschiff.

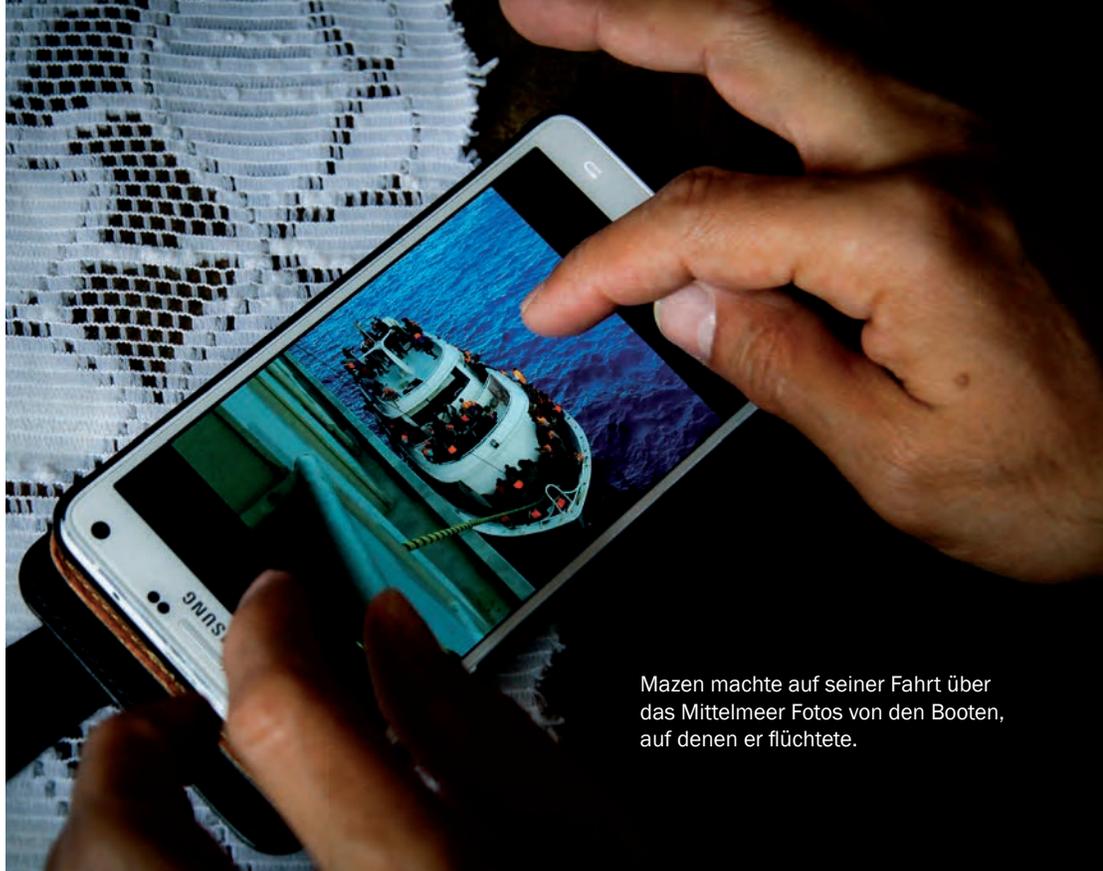
Dass er sich für seinen Traum mit acht weiteren Männern zwei Betten unter Deck teilen muss, war ihm nicht klar. Dass er da unten kaum Luft bekommt, keine Fenster und kein Licht hat, damit muss er leben. Damit müssen alle anderen 450 Menschen auf dem Schiff leben. Dass das Wasser, das er trinkt, kaum ausreicht – das ist eine Qual. Dass er die ganzen 13 Tage schwitzt, dass er den Motorgeruch nicht mehr aus der Nase bekommt, dass seine Finger schwarz werden, wenn er über die Wände streicht, dass er sich mit allen anderen eine ein-

» Hab keine Angst,
ich bin bis zum
Schluss bei dir «



BÜRGERKRIEG IN SYRIEN

Insgesamt flohen 2014 beinahe 3,9 Millionen Syrer aus ihrem Heimatland, laut dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF). Allein in Deutschland beantragten im selben Jahr rund 6 550 syrische Flüchtlinge Asyl. Mit etwa 23 Prozent aller Asylanträge kommen die meisten Asylbewerber in Deutschland damit aus Syrien. Grund für die Flucht ist der seit nunmehr vier Jahren andauernde Bürgerkrieg: Seit Frühjahr 2011 setzten sich syrische Gruppen für den Sturz der Regierung des Diktators Baschar al-Assad ein. Die Menschen verlangten politische Reformen, doch die syrischen Sicherheitskräfte gingen drastisch gegen die friedlichen Proteste vor. Das führte dazu, dass immer mehr Menschen protestierten. Sogar Soldaten der syrischen Armee stellten sich letztlich gegen das Regime. Versuche des UN-Sicherheitsrats, Assad zu verurteilen, scheiterten immer wieder an den Vetomächten Russland und China. Zusätzlich wütet aktuell die radikale islamische Terrororganisation Islamischer Staat im Land und bringt immer größere Teile unter ihre Kontrolle.



Mazen machte auf seiner Fahrt über das Mittelmeer Fotos von den Booten, auf denen er flüchtete.

zige Toilette teilen muss und kein Toilettenpapier hat, dass er von morgens bis abends hungert – das war nicht sein Plan. Die Datteln waren schnell weg.

Für ihn, den Elektroingenieur, der einen silbernen Peugeot 407 in Altal in Syrien fuhr, ist es peinlich, den einzigen Eimer vom Schiff an ein Seil zu binden und Meerwasser zum Spülen und Waschen heraufzuziehen.

Und dann schleichen sie sich wieder an. Fressen sich in seinen Kopf und lassen ihn nicht mehr los. Die Gedanken an seine vier Kinder und an seine Frau. Kein Kontakt, seit 15 Tagen.

Er hat Zeit. Zu viel Zeit, um nachzudenken. Mazen denkt an die zerstörten und zerbrochenen Fenster in Zheriate Altal, seinem Zuhause in Syrien. An den Flugzeugangriff, an einen Bombensplitter, der sein Gesicht knapp verfehlte. An das Kellerversteck, an die Fahrt im Van in die Nachbarstadt nach Mneen, wieder zurück nach Altal. An die Hausreparatur. An den erneuten Angriff, als seine Kinder in der Schule waren. An die Angst.

Er denkt an das Militär, von dem die Stadt umzingelt war. An die Angst, ob er und seine Familie Essen bekommen oder nicht. Und er denkt an seinen Entschluss, nach Ägypten zu fahren, um von dort aus nach Deutschland zu kommen.

Mazen erinnert sich an das Treffen mit seinen Freunden, als er ihnen von seiner Fluchtidee erzählt; an das Foto,

das sie ihm dann zeigen: ein weißes, großes Boot – fast eine Yacht. Wow. Ja, damit kann man gut nach Deutschland fahren! Ein Traumschiff. Nach drei Tagen waren alle Zweifel weg. Der Entschluss: Ja, lasst uns mit diesem Schiff fliehen. Wir machen das!

Und jetzt verflucht er seine Idee, in dieser Kellerkabine auf dem „Traumschiff“. Mitten auf dem Meer. In dieser Kabine, in der er jeden Tag Angst hat, dass das Wasser steigt. Dass er stirbt.

Das Schiff ist kaputt. Der Zusammenprall mit dem anderen Boot war einfach zu heftig. Jeden Tag muss das Wasser jetzt wieder über Bord ins Meer zurückgeschüttet werden. Jeden Tag wirft Mazen mit dem Wasserkübel ein Stück von seinem Traum zurück in die Wellen.

Eine Fahrt ins Ungewisse Mittelwalden 1947

Sie hat zumindest ihre Eltern, alles andere ist egal. Jetzt hockt Hildegard im Viehwaggon, eng und ohne Toilette. Doch ein Mann hat eine Säge dabei – ein Glück. Er sägt ein Loch in den Boden.

Es ist Hildegard egal, dass sie mit 38 anderen Vertriebenen auf dem Viehwaggon kauert. Mit einigen kann man sich sogar unterhalten, da sind viele Kinder darunter. Natürlich hat Hildegard Angst, sie weiß nicht, wo es hingehet, wann sie endlich wieder aus dem Waggon aus-



Das Rasiermesser ihres polnischen Chefs hat Hildegard Strauss bis heute. Es liegt in ihrem braunen Nachttisch, gleich neben ihrem Bett.



Hier in Deutschland hat Mazen eine neue Heimat gefunden. Er denkt oft an seine Familie, die er in Ägypten zurücklassen musste. Die Flucht wäre für seine vier Kinder und seine Frau zu gefährlich gewesen.

steigen können, endlich wieder etwas zu essen und zu trinken am nächsten Bahnhof bekommen.

Wo sind wir eigentlich?, fragt sie sich oft. Sie weiß, dass die Dinge nun ihren Lauf nehmen, sie nichts mehr ändern kann. Sie ist froh, dass Mama und Papa da sind. Oft drückt sie Papas Hand, legt manchmal auch den Kopf auf seinen Schoß.

Doch an einen muss sie sehr oft denken, den sie zurückgelassen hat – der jetzt auf dem Weg von Mittelwalden über Tschechien nach Russland ist: Wladimir, den ihr Vater Franz damals aus der Gefangenschaft als Arbeitskraft in ihr Haus geholt hat. Er hat ihnen das Leben gerettet, als die Russen an ihre Tür klopfen.

Und jetzt ist er weg, für immer, mit einem geflochtenen Striezel von Hildegards Mama als Proviant im Rucksack. Den hätte sie jetzt auch gern. Später in ihrem Leben würde sie gerne Wladimirs Adresse haben wollen.

Bruchstücke einer Rettung Italien 2014

Mazen hofft weiter. Dieses Holzschiff kann nicht die letzte Station gewesen sein. Für dieses Ende hat er nicht seine Familie, sein Haus und sein Leben zu-

rückgelassen. Dafür hat er nicht 2 500 Dollar bezahlt.

Und dann ist sie wieder da, seine Hoffnung, sein Traum. Er rückt immer näher – in Form eines italienischen Schiffes. Es ist viel größer als das kaputte Holzschiff.

Sie werden gerettet, endlich. Mazen isst Hamburger, Reis, Salat, Brot und Marmelade, kann nicht genug davon bekommen, er kann endlich wieder Wasser trinken.

Nach einer gefühlten Unendlichkeit erreicht er endlich per Handy seine Familie, erzählt ihnen von seiner Flucht, schickt ihnen Fotos, damit sie ihm glauben – und damit ihm später auch Fremde glauben.

In Italien wird er vom Roten Kreuz nach Sizilien gebracht, in ein Gefängnis und schwarze Kleidung gesteckt. Vier Tage nehmen sie ihm Pass und Handy weg. In diesem Gefängnis wird entschieden, wohin die Reise weitergeht, wenn sie weitergeht. Mazen gibt nicht auf, er hat wieder Boden unter den Füßen.

Stationen eines Lebens Biesfeld 1947

Hildegard sieht damals nach ihrer Flucht viele Bahnhöfe und wenig Essen. Die Erinnerung ist mit den Jahren verblasst,

wurde von Hochzeiten, Geburten und Umzügen verdrängt.

Manchmal halten sie in irgendeiner Stadt, bekommen Würstchen und Wasser. Dann geht es weiter, Hauptsache mit Mama und Papa. Nach einer Woche Hungern, Zweifeln und Reden kommen sie in Köln an. Die letzte Station für die Vertriebenen, bevor es mit dem Bus weiter nach Biesfeld ins Bergische Land in Nordrhein-Westfalen geht.

Fetzen einer Erinnerung Italien 2014

Mazen ist frei, nach vier Tagen Gefangenschaft: Pass, Papiere, Handy. Er fährt mit dem Bus für einen Tag nach Catania, schläft in einer Moschee. Fährt weiter mit dem Bus nach Rom. Er erreicht Mailand, muss zwei Tage dort überstehen, wird angepöbelt, muss auf der Straße schlafen, wird verjagt.

Andere Flüchtlinge ziehen weiter nach Frankreich, Schweden oder Norwegen – er träumt noch immer von Deutschland. Von Nizza über Paris kommt er nach Metz. Ihm ist kalt, er muss in einem alten Bus schlafen, wird von der Polizei weggeschickt. Mazen sucht nach einem Bus. Findet nichts, muss viel zu Fuß laufen. Weiter nach Saarbrücken. 500 Euro hat er von Italien nach Deutschland be-

zahlt. September 2014: Landesaufnahmestelle Lebach im Saarland. Endlich.

Parallelen, die verbinden Quierschied 2014

Durch den Hinterhof gehen Hildegard, ihr Lebensgefährte Werner (89) und Mazen zur roten Tür. Daneben ist auf ein weißes Klingelschild „Strauss/Engel“ gekritzelt. Die Klingel darunter ist nicht beschriftet, später wird da „Saramijou“ stehen. Ein paar Treppenstufen hoch, dann links. Da ist die weiße Tür zu seinem neuen Leben in Deutschland, wie in seinem Traum: eine große Küche mit Besteck, Töpfen und einem Kühlschrank. Ein Wohnzimmer mit einer grünen Couch und einem Fernseher. Im selben Raum hinter dem Holzschrank wird er sein Büro einrichten. Gelbe Wörterbücher auf Englisch, Deutsch und Arabisch werden ihm später einmal helfen, sich zu verständigen.

Hildegard lächelt, als sie Mazen seine neue Wohnung in Quierschied in ihrem Haus zeigt. Vier Räume, nur für ihn. Die Gemeinde Quierschied suchte für Flüchtlinge private Unterkünfte – Hildegard zögerte nicht lange, sie ist jetzt an der Reihe zu helfen.

Sie erinnert sich noch genau an ihre Ankunft in Biesfeld, 1947:

Wir kamen damals mit dem Bus in dem kleinen Dorf im Bergischen an. Ein Landwirt, groß, kräftig und braun,

hat uns aufgenommen. Er war sehr nett und freundlich, wie seine Frau und seine beiden Töchter. Die waren 12 und 9 Jahre alt. Unser Leben musste jetzt in zwölf Quadratmeter gequetscht werden, zwei Holzbetten, ein Ofen – das musste reichen. Tat es auch. Ich kuschelte mich immer zu meiner Mama ins Bett.

Das ganze Dorf wusste schon vor unserer Ankunft, wer wir waren. Unsere Dokumente verriet uns und halfen uns gleichzeitig. Meine Mutter stammte ja aus der Landwirtschaft und war somit eine Hilfe für den Landwirt in Biesfeld.

Mazens Herkunft verraten seine dunklen Augen, sein gebrochenes Deutsch. Er lebt jetzt in einem Dorf namens Quierschied, in dem es von Hubers und Meiers wimmelt, von wo aus man in zehn Minuten in Frankreich ist und in dem die verwinkelten Gassen und Einbahnstraßen wie ein Labyrinth wirken.

Anfangs verirrt er sich nicht nur in den Straßen, sondern auch im Präsens oder im Futur, verwechselt „Ich bin“ und „Ich war“.

Mazen nennt Hildegard und Werner „Mama“ und „Papa“. Ein Zeichen des Respekts – die Namen sind aber auch zu schwierig.

Hildegard ist stolz darauf, dass sie Mazen sogar eine Abstellkammer in seiner neuen Wohnung zeigen kann: mit einem Staubsauger, einem Bügelbrett und genug Platz für Schuhe und Jacken. Der



ZWEITER WELTKRIEG

Etwa 13 Millionen Menschen wurden nach dem Zweiten Weltkrieg aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten vertrieben, wie das BAMF schreibt. Heute gehören diese ehemals deutschen Gebiete zu Polen, den baltischen Staaten, Ungarn, Tschechien, der Slowakei, dem ehemaligen Jugoslawien und Rumänien. Über die Hälfte der Vertriebenen kam aus den Gebieten Schlesien, der Tschechoslowakei und Ostpreußen. Die Heimatvertriebenen wurden auf die vier deutschen Besatzungszonen verteilt.

Anzeige

www.facebook.de/istanbulimbiss



20
Jahre



Luitpoldstraße 5 • 85072 Eichstätt • 08421 / 90 21 57



Oft sitzen Mazen, Hildegard und Werner beim Kaffeetrinken zusammen. Das erinnert Mazen an Zuhause und hilft gegen das Heimweh.

Landwirt und seine Töchter haben Hildegard und ihrer Familie damals die Küche gezeigt. Eine eigene hatten sie nicht in ihrem Zimmer. Töpfe, Pfannen, Messer – sie mussten teilen.

An seinem ersten Tag spielt Mazen mit Werner und Hildegard Rommé. Als sie ihn da so sitzen sieht, muss Hildegard an ihren Vater Franz denken, der mit dem Landwirt oft Skat gespielt hat. Mazen, Hildegard und Werner werden in den nächsten Monaten oft auf der braunen Couch im Wohnzimmer Kaffee oder Tee trinken. Teestunde ist Pflicht. Bei Tee tut es nicht so weh, ohne Frau und Kinder zu sein. Mazen schenkt dann ein.

Er will helfen – so, wie Werner ihm geholfen hat, seine Tasche am ersten Tag in die Wohnung zu schleppen.

Beim Zusammensitzen erinnert sich Hildegard an früher:

Mit den Töchtern des Landwirts habe ich auch oft Tee oder Kaffee getrunken. Ich habe das noch lange Zeit danach getan, als ich nicht mehr dort wohnte. Als mein Vater ein kleines Häuschen ge-

mietet hat und genug Geld gespart. Dann bin ich mit dem Rad durch den Wald gefahren – in nur fünf Minuten war ich bei meiner zweiten Familie.

Im Garten von Hildegard und Werner wird Mazen bald helfen, die Tomaten an den Stangen festzubinden, die Äpfel zu pflücken und Unkraut zu zupfen – zusammen mit Mama und Papa. Sie werden sich auf die drei Stühle auf dem Kiesboden setzen, gleich neben dem

Gartenhäuschen, und werden sich über Mazens Garten in Syrien unterhalten. Der war voll mit Kirsch- und Aprikosenbäumen, gepflanzt mit seinen Kindern. Den wird es so nicht mehr geben, wenn Mazen irgendwann einmal dorthin zurückkehrt. Garten. Weite Felder. Hildegard muss an die Bohnen des Landwirts denken, die sie von seinen Feldern holen durfte. An Geburtstagen haben sie zusammen mit der Landwirtschaftsfamilie gekocht. Da gab es auch frisches Schweinefleisch.

» Den Garten wird es so nicht mehr geben, wenn Mazen zurückkehrt «

» Er flattert mit seinen Armen und reißt die Augen auf «

Das darf Mazen nicht essen. Schwein ist ihm als Moslem verboten. Oft wenn er zusammen mit Werner und Hildegard zu Mittag isst und Fleisch sieht, wird er stutzig. Er flattert mit seinen Armen und reißt die Augen auf. Hildegard lacht: Keine Sorge, das ist Hühnchen, ja, das kann man schon essen.

Irgendwann wird Mazen nicht mehr so viel Zeit mit Hildegard und Werner verbringen können. Er will sich nicht mehr in der deutschen Sprache verirren, will nicht mehr auf das Geld von Hildegard und Werner angewiesen sein. Mazen wird fleißig sein, Deutschunterricht nehmen. Über das

Handy wird er mit seinen Kindern das Zählen auf Deutsch lernen, wird ihnen „Ich liebe dich“ und „Ich vermisse dich“ beibringen. Irgendwann hatte auch Hildegard nicht mehr so viel Zeit für ihre Eltern und die Landwirtschaftsfamilie.

Morgens: Mit dem Bus nach Bergisch-Gladbach fahren, als Haushaltmädchen putzen. Nachmittags: In die Berufsschule für Friseur gehen, ler-

nen, arbeiten. Abends: In das Bett von Mama kriechen, schlafen.

Sie versteht Mazen. Die Türen stehen ihm immer offen, auch wenn er erst spät von der Schule wieder zu Hildegard und Werner kommt, durch die Wohnzimmertür lugt und „Hallo“ sagt. Die Türen stehen ihm immer offen zu einer Frau, die ihm gerne selbstgemachten Brombeerschnaps anbietet – den er immer ablehnt. Seine Religion verbietet das. Sie verbietet auch, andere Frauen zu umarmen. Aber Mazen drückt Hildegard ganz fest. „Das ist meine Mama, alles gut, kein Problem.“

Die Türen stehen ihm immer offen, zu Werner, der Mazens Bräuche und seine Kultur nicht immer versteht. Der sagt, dass man das dann halt so hinnehmen müsse, wenn die Frauen in Syrien verschleiert sind und sich keinem anderen Mann zeigen dürfen.

Platz für einen neuen Flüchtling Quierschied Juni 2015

Im Juni 2015 verlässt Mazen sie. Wie Hildegard damals ihre Landwirtschaftsfamilie verlassen hat. Mazen konnte seine eigene Familie aus Ägypten zu sich holen, die kleine Wohnung in Quierschied bei Hildegard und Werner reicht nicht mehr aus. Hildegard lernte damals ihren ersten Mann kennen, zog mit ihm weg.

Mazen macht jetzt in seiner neuen Wohnung in den Holzschränken Platz für das weiß-blaue Teeservice von seiner Mama.

Das braucht er eigentlich nicht. Auch nach dem Umzug will er Hildegard und Werner jede Woche besuchen, auf der braunen Couch im Wohnzimmer mit ihnen Tee trinken. Doch dann können endlich auch seine vier Kinder und die Frau dabei sein. Hildegard fragt Mazen

nach seiner neuen Adresse. Erleichterung: „Ah, das ist ja gleich bei uns um die Ecke.“

Mazen hat bei Hildegard und Werner Platz gemacht für einen neuen Flüchtling, für einen weiteren Sohn. Sie wollen wieder einen Mazen bei sich aufnehmen.

Und vielleicht wird der Tag kommen, an dem auch Mazen einmal einem anderen Flüchtling helfen kann – das Rad dreht sich immer weiter.

Sarah Beham

und ihr Reporterteam haben Mazen nicht nur für Einsteins begleitet, sondern ihm auch beim Umzug geholfen. Wenn er eine Teepause machen wollte, wurde Pause gemacht. Am Ende wusste Mazen genau, wer Zucker oder Milch möchte.

Anzeige

**BIERSPEZIALITÄTEN
UND MEHR**

Entdecken Sie die Vielfalt des Bieres.

Über 650 Sorten Sorten an Craft-Bieren, Landbieren und vielen besonderen Bierspezialitäten von kleinen und Kleinst-Brauereien.

Höllbräugasse 1 • 85049 Ingolstadt
Tel.: (0841) 79 41 25 07
<http://www.donaupoint.de/>
<https://de-de.facebook.com/donaupoint.de>

DONAU | POINT



Der Expatriate

Marc Hofer ist Journalist in Krisengebieten. Er bricht auf, er filmt, er fotografiert. Aber er hat kein festes Zuhause, wohnt mal hier, mal dort. Jetzt will er zurück nach Deutschland, um herauszufinden, was Zuhause bedeutet.

VON NINA HABRES

Libyen, 2011. Es herrscht Kampf um die Stadt Zawiya. Bomben in der Innenstadt. Marc Hofer (35) ist an diesem Tag mit Paolo unterwegs. Ein leerer Krankentransporter, ein Pick-Up-Truck kommt an einen Checkpoint, um wieder an die Front zu fahren. Sie fragen, ob sie mit können. Wenn sie schnell genug durch die Gassen fahren, passiert schon nichts, denken sie. Dann steigen sie ein, Paolo vorne, Hofer hinten. Sie kommen an eine Kreuzung, an der zwei Kampf Fahrzeuge stehen. Sie werden langsamer, wollen daran vorbeifahren. Plötzlich: Das Auto hebt sich seitlich an, verliert den Kontakt zum Boden, Marc Hofer fällt von der Ladefläche, liegt am Boden, Steine und Erde fliegen durch die Luft, prasseln auf ihn nieder. Eine Mörsergra-

nate ist nicht weit von ihnen in einem Garten gelandet. Sie hatten Glück, zwei Meter weiter und sie hätte ihren Truck getroffen. Hofer liegt am Boden, denkt: Was, zur Hölle, mache ich hier eigentlich? Marc Hofer erzählt diese Geschichte wie eine Anekdote aus dem Alltag. Er erzählt, dass das einer der Momente war, in dem ihm klar wurde, dass es sich nicht lohnt, für ein Bild zu sterben.

Deutschland, 2015. Marc Hofer sitzt zurückgelehnt im blauen Sitz des ICE. Er kommt gerade aus Kanada, hat eine syrische Flüchtlingsfamilie vom Libanon nach Regina begleitet. Drei Wochen war er unterwegs. Er trägt ein knittriges

weißes Hemd, helle, verwaschene Jeans, schwarze Haare, einen Dreitagebart. Auf der Gepäckablage über ihm liegen sein schwarzer Rucksack und seine Reisetasche, gegenüber seine anderen drei Taschen: Kamera, Stativ, Technik. Er kneift die Augen zusammen, reibt sich die Schläfe. Marc Hofer blickt auf die Uhr, es ist kurz nach sechs. Er wartet darauf, dass der ICE in München einfährt.

Marc Hofer ist ein „Expat“, ein Expatriate, ein „Nicht-Einwohner“, wie er sich selbst nennt. Einer, der dauerhaft in fremden Ländern lebt und arbeitet. Er ist freier Journalist. Er arbeitet in Krisenregionen. Angefangen hat alles 2006 mit ei-

» Was zur Hölle mache ich hier eigentlich? «



FOTO: NINA HABRES

nem Auslandssemester in Namibia. Nach seinem Bachelorabschluss ist er dorthin zurückgekehrt. Die deutsche Stabilität war ihm nicht aufregend genug. 2009 ist er nach Uganda gezogen, hat angefangen für den arabischen Nachrichtensender Al Jazeera zu arbeiten. War viel unterwegs im Kongo, in Uganda, Ruanda, Syrien, Sudan. Er berichtet von den Fronten der Kriege, arbeitet inmitten gewaltsamer Konflikte, will mit seinen Fotos die Welt verbessern. Er führt ein Leben aus fünf Taschen, von Ort zu Ort, von Story zu Story. „Es hat sich viel getan bei mir in den letzten Jahren. Ich habe gemerkt, ich hab' nicht mehr so ganz, na ja wie

» Es ist unheimlich viel Druck da. Du bist ständig auf Abruf «

sagt man das auf Deutsch?“ Er überlegt, tippt ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch. „Ameisen in der Hose? Keine Ahnung.“ Er grinst, meint wohl „Hummeln im Hintern“.

„Klar, der Job macht viel Spaß, gibt einem unheimlich viel Sinn und Zweck und Bedeutung im Leben und man lebt ein Leben, das nicht viele Leute...“, er stockt, überlegt, setzt neu an. „Es ist sehr bereichernd teilweise“, sagt er dann entschlossen. „Aber man brennt auf Dauer einfach aus.“ Andere beneiden ihn um seinen Lebensstil. Darum, dass er machen kann, was er will, keine Verpflichtungen hat. Aber den Preis, den er für dieses Leben

zahlen muss, den sehen sie nicht: Einsamkeit, Aufopferung, Heimatlosigkeit. Lange war Hofer bereit, diesen Preis hinzunehmen. Bis die ersten Zweifel kamen.

Der nächste Morgen, Jetlag. Hofer ist auf dem Weg in sein Büro in München, er ist müde. Um drei Uhr nachts ist er aufgewacht. Sein Büro ist modern und aufgeräumt: Sofa hinter der Tür, drei weiße Ikea-Schreibtische. Er teilt es sich mit zwei Freunden.

Seit knapp einem Jahr kommt er hierher, hat einen festen Ort, an dem er an seinen Projekten arbeitet. Er setzt sich in seinen Bürostuhl, lehnt sich zurück. Über ihm hängen zwei große Bilder. Links eine Frau in Uganda. Sie hat nur ein Bein. Rechts ein Wasserfall in Madagaskar. Beide Fotos hat Hofer gemacht.

Flughafen Frankfurt.
Marc Hofer kommt
gerade von seiner Reise
nach Kanada zurück.

FOTO: LENNART BEDFORD-STROHM



„Am Anfang hab ich mich schwerer getan, wieder zurückzukommen. Da wollte ich auch gar nicht zurück, man ist halt nach Hause gefahren, um die Eltern zu sehen, oder die Freunde, aber nicht, weil man daheim sein wollte“, sagt Hofer. Er hatte Probleme mit den Menschen, die in Deutschland leben. Dass sie Freiheit, Sicherheit nicht würdigen, dass sie hier alle Möglichkeiten haben, politisch, wirtschaftlich. Und dass sie die Medien haben, um sich zu informieren – und seiner Meinung nach trotzdem wählen, unwissend zu bleiben. Dass ihre größten Probleme seien, ob Laminat oder Parkett ins neue Haus komme. „Man wird zynisch und verbittert. Man distanziert sich einfach von den Leuten. Und dann zerbrechen manchmal Freundschaften.“ Es ist ein Prozess, der sich verselbstständigt. „Später dann muss man eine Entscheidung treffen: Will ich mich abriegeln in meiner Welt oder will ich mich den Leuten wieder öffnen?“

Er entscheidet sich dafür, dass es das nicht wert ist: Sich ständig zu ärgern. Er hat angefangen zu verstehen, dass die Probleme anderer einfach ihre Probleme sind und nicht die Probleme sein können, mit denen er sich identifiziert. Dass er ihnen das nicht zum Vorwurf machen darf. Aber, dass eine Art Grundenttäuschung trotzdem bleibt, die er akzeptieren muss. „Man wird einfach milder, das kommt fast von alleine. Sonst bist du ständig mit dir und der Welt irgendwie im Krieg und so kannst du doch dein Leben nicht leben?“

Marc Hofer ist gerne freier Journalist. Aber der Beruf, das Abenteuer, die Abwechslung, die er mit sich bringt, haben ihren Preis. Ständiger Druck, ein ständiges auf Abruf sein. „Wenn du mit jemandem einen Urlaub gebucht hast, musst du die Entscheidung treffen: Job oder Urlaub. Und du verweigerst dich nur ein, zwei Mal. Dann ruft dich keiner mehr an. Sie sagen: ‚Der kriegt den Job nicht hin, dem ist sein Privatleben wichtiger – fuck him!‘“ Seine Branche enttäusche ihn zunehmend. Er sagt, dass die Berichterstattung oberflächlicher werde, sie Nachrichten verdrehe. Dass sie dann nichts mehr wert seien.

In den letzten Jahren kommt bei Hofer dann vieles zusammen. Enttäuschungen im Beruf, Einsamkeit. Es gelingt ihm nicht, ein erfüllendes Sozialleben zu führen. Seinen besten Freund hat er über ein Jahr nicht gesehen, eine Familie zu grün-

den ist sehr schwer, wenn er ständig unterwegs ist. Er merkt, dass er mehr vom Leben will, als nur seinen Job.

Angefangen, ernsthaft darüber nachzudenken etwas an seinem Lebensstil zu ändern, hat Hofer dann 2013. Da hat er in Kenia gelebt. „Wenn das ganze Geschäftsmodell nicht mal so viel Geld raushaut, dass man sich das als Entschädigung nehmen kann, dann muss man anfangen, seine ganze Strategie und Philosophie zu überdenken“, sagt er.

In dieser Zeit hat er einen Anruf bekommen, ein lukratives Angebot von der UN. Hofer sagt sofort zu, es ist an der Zeit für ihn, etwas Neues auszuprobieren – ein sicheres Einkommen zu haben. Ein Jahr arbeitet Marc Hofer für die UN im Libanon. Aber das Arbeiten in diesem Job gefällt ihm nicht besser, ändert nichts an seinem Zweifel an der Branche. Also verlängert er seinen Vertrag nicht, kehrt nach Deutschland zurück. Das ist im August 2014.

Einen Monat später bekommt der Vater die Diagnose Leukämie. Marc Hofer hat keinen Kopf mehr dafür, sich mit der Umgestaltung seiner Karriere, seiner Neuorientierung zu beschäftigen. Er stellt sich darauf ein, länger in Deutschland zu bleiben, reist nur für wenige, kurze Trips ins Ausland. Er

lebt bei seinen Eltern in Gilching, im Landkreis Starnberg. Sieben Monate später stirbt der Vater. Hofer bleibt daraufhin in Deutschland, unternimmt weiter nur

» Der kriegt den Job nicht hin, dem ist sein Privatleben wichtiger – fuck him «

kurze Trips, wie zuletzt den nach Kanada. „Ich hab einfach wieder einen ganz anderen Zugang zu Deutschland gefunden und zu dem Ort, wo ich herkomme. Ich hab gemerkt, was für einen Vorteil diese Stabilität haben kann, die man hat, wenn man ein Zuhause hat.“

Sein Idealismus aber ist nicht verschwunden, die Hoffnung hat er nicht aufgegeben. Er glaubt weiter, dass manche Menschen in diesem Beruf als Kriegs- und Krisenreporter einen Unterschied machen können. Aber er hat seine Erwartungen auch der Realität angepasst.

„Die perfekte Lebensbalance wäre, wenn ich eine Homebase, zum Beispiel in Deutschland hätte und dann einfach für meine Trips alle paar Wochen oder Monate mal weg wäre. Dann auch wieder Zeit hätte, irgendwo in Ruhe mein normales und stabiles Leben zu führen“, sagt Marc Hofer. Ob dieser Spagat klappen kann, will er gerade herausfinden: Ob es eine Chance gibt, dass er in Deutschland sesshaft wird.



Marc Hofer in seinem alten Kinderzimmer in Gilching.

FOTO: LENNART BEDFORD-STROHM

Jetzt wohnt er erst einmal in Gilching. Hier ist er aufgewachsen, in einer Doppelhaushälfte, apricotfarbene Wände im Wohnzimmer, der Batman-Aufkleber aus seiner Kindheit klebt noch auf dem Briefkasten. Hofers altes Zimmer ist im dritten Stock unter dem Dach, ein verwinkelter Raum mit einer Holzdecke und Teppichboden. Ein wackeliger Schreibtisch in der Mitte des Raumes, ein alter Holzschrank links neben der Tür.

Dazwischen häufen sich Kabel, offene Koffer, Dokumente, ein Helm, ein Verbandskasten, Kameras, Batterien. Er muss aufpassen, wo er hintritt. Die Wände sind kahl, nur vier Fotos, die Hofer gemacht hat, hängen neben dem Fenster. Auf dem Tisch liegt ein unterschriebener Visumantrag für den Kongo.

NINA HABRES

Ein Krisenreporter wie Marc Hofer ist schwer zu erreichen. Nach dem ersten E-Mail-Kontakt mit Hofer musste das Reporterteam eine ganze Weile warten. Hofer wusste nicht, wann er von seinem aktuellen Einsatz zurück nach Deutschland kommen würde. Die Zusage kam dann kurzfristig – eine Woche vor Redaktionsschluss.

Anzeige



Der Weg in den modernen Journalismus ...



Die DK-Volontäre – Wir machen sie fit für den Journalismus

Als große Regionalzeitung in Bayern setzen wir auf den Nachwuchs. Wir fördern intensiv junge Talente und bilden sie in einem zweijährigen Volontariat zu Redakteuren aus.

Wer sich für den Beruf des Redakteurs interessiert und gerne mal ein Praktikum in einer Lokalredaktion des DONAUKURIER und seiner Heimatzeitungen absolvieren möchte, kann sich gerne bei unserem Redaktionsleiter Stefan König melden. (E-Mail: stefan.koenig@donaukurier.de, Telefon: 08 41/96 66-432).



Dranbleiben. Mitreden!

www.donaukurier.de

Lara hat ein Ziel - Geschichten vom Gelingen

Jugendliche mit türkischen Wurzeln: Genau wie deutsche Teenager haben sie bestimmte Vorstellungen für ihr Leben in Deutschland. Diese umzusetzen, ist für sie aber schwieriger: Sie stoßen oft auf Vorurteile. Wie die Jugendlichen trotzdem ihre Wünsche wahr werden lassen, hat Regina Weißmann für ihre Doktorarbeit herausgefunden.

VON LUCAS BLASIUS UND ADRIAN KILB



Die Einsteins-Redakteure Lucas Blasius und Adrian Kilb (v.l.) im Gespräch mit Regina Weißmann.

FOTOS: DANIELA PREIS

Die Interviews wurden von Expertin Regina Weißmann (28) anonym geführt, weshalb im Folgenden alle Namen von der Redaktion geändert sind.

Kopftuch und Kosmetik

Filiz liebt die Pinsel, den Puder, die Farben. Mit ihren Freundinnen unterhält sie sich über das Schminken und welche Farben gut zu welchem ihrer Kopftücher passen.

Aus ihrem Hobby möchte die 17-Jährige gerne einen Beruf machen – sie bewirbt sich an einer Kosmetikschule in ihrer Kleinstadt. Die Schule nimmt sie an, doch die Lehrerin stellt ihr viele kritische Fragen, als sie Filiz mit ihrem Kopftuch zum ersten Mal sieht: „Du bist doch Muslima, darfst du da überhaupt Männer berühren?“ Und: „Wenn du selbst ein Kopftuch trägst, wie kannst du da wissen, wie man Leute ohne eines schminkt?“ Die junge Frau erklärt ihrer Lehrerin alles: „In der Medizin ist es ja auch kein Problem, wenn Frauen fremde Männer berühren.“ Und um das Schminken zu lernen, sei sie ja da. Filiz selbst ist zwar tiefgläubig, doch im Umgang mit anderen Menschen soll sie das in keiner Weise einschränken, sagt sie.

Nach kurzer Zeit erhält sie ein Schreiben der Schule: Man habe aufgrund ihrer Religion Bedenken, ob sie für diese Ausbildung geeignet sei. Filiz Eltern sind empört. Sie raten ihrer Tochter, sich an einer anderen Schule zu bewerben: „Geh in eine größere Stadt, vielleicht sind die da nicht so blöd! Wir zahlen dir auch die Wohnung.“

Filiz folgt dem Rat ihrer Eltern. In der nächsten großen Stadt wird sie angenommen, absolviert ganz normal die Ausbildung und führt mittlerweile zusammen mit einer Freundin ein eigenes Kosmetikstudio. Ihre Spezialität: Make-Up im orientalischen Stil. Ihre Kunden kommen vor allem aus der islamisch-türkischen Kultur. Das Geschäft läuft gut.

Folgen einer Schwangerschaft

Selma steht zwischen zwei Welten. Sie ist mit 18 Jahren ungewollt schwanger, obwohl ihre Religion es ihr verbietet: Für traditionell eingestellte Muslime ist eine Schwangerschaft vor der Ehe unsittlich. Die Beziehung zu ihrem Freund hat sie bisher vor ihren Eltern geheimgehalten. Das funktioniert jetzt nicht mehr.

Sie erzählt alles ihren Eltern. Und hat große Angst, wie sie reagieren. Doch dann die Überraschung: Ihre Eltern sind verständnisvoll. Wortreich kritisieren sie zwar, was ihre Tochter getan hat, sie sagen: „Du hast dir das Leben damit schwer gemacht.“ Doch Religion und Kultur hin oder her, das Wohlergehen ihrer Tochter zählt für sie viel mehr: „Aber schau trotzdem, dass du was aus dir machst. Wir helfen dir!“

Von ihrem Freund hat sich Selma mittlerweile einvernehmlich getrennt, die Kulturunterschiede haben beide zu sehr herausgefordert. Mithilfe ihrer Eltern kann sie dennoch ohne größere Probleme weiter ihr Leben führen. Gegenwärtig strebt Selma das Abitur an. Glücklich und mit Kind.

INTERVIEW OHNE WORTE

**Frau Weißmann, stellen Sie sich vor,
Sie sind eine Migrantin erster Generation in Deutschland
– wie fühlen Sie sich?**



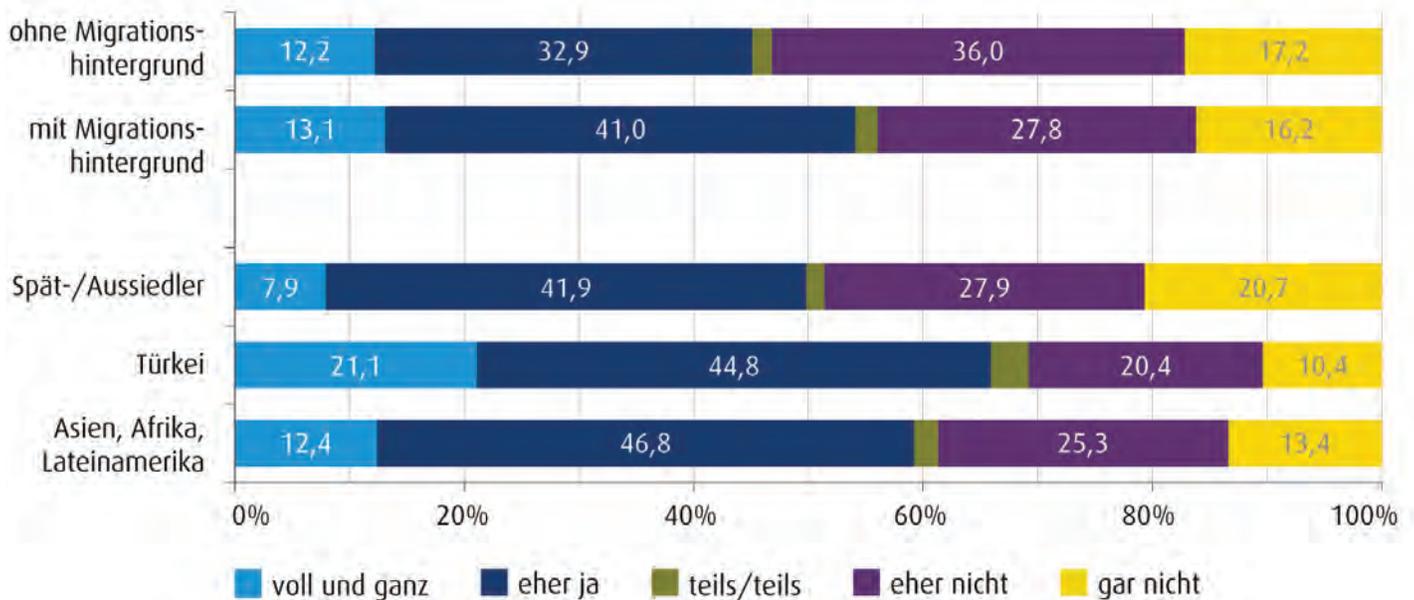
**Sie sind eine Migrantin zweiter Generation in Deutschland –
wie fühlen Sie sich?**



Wie stehen Sie als Deutsche Migranten gegenüber?



Zustimmung zur Aussage, dass der Islam ein Teil Deutschlands ist



Anmerkung: Anteile unter 4 Prozent sind nicht ausgewiesen.

Quelle: SVR-Integrationsbarometer 2014; gewichtete Daten

Gegen alle Widerstände

Lara hält eine Rede. Vor großem Publikum spricht sie über ihre Religion, den Islam, und über ihre Arbeit im türkischen Kulturverein. Lara ist 19. Sie hatte es nicht leicht, aber sie hat sich durchgekämpft. Als ihre Eltern aus der Türkei nach Deutschland kamen, hatten sie keinen Schulabschluss – in Sachen Bildung keine wirkliche Hilfe für ihre Tochter. Der Vater fand einen Job als Taxifahrer und war froh über das Geld; die Mutter nahm verschiedene Putzstellen an. Lara kämpfte sich durch die Realschule. Immer wieder schlugen ihr als Muslima Vorurteile von Mitschülern entgegen: „faule Ausländer“, „leben vom Sozialstaat“, „haben doch keine Ahnung von unserem Bildungssystem“.

Doch Lara hatte ein Ziel: Zahnarzthelferin werden. Sie hängte sich in die Arbeit und bat ihre Eltern, den Nachhilfeunterricht zu bezahlen. Das fiel ihnen finanziell nicht leicht – aber sie waren bereit, ihre Tochter zu unterstützen. Auch im türkischen Kulturverein half man ihr gerne. Die älteren Mitglieder mit höherem Bildungsstand brachten ihr viel für die Schule bei und erzählten ihr einiges über ihre Kultur und Religion.

Lara machte das Beste aus all der Hilfe: Sie schloss die Realschule mit sehr guten Noten ab und hat die Ausbildung zur Zahnarzthelferin begonnen. Im Kulturverein bringt sie sich in die Jugendarbeit ein. Außerdem begann sie, Vorträge zu halten, um den Deutschen ihre Kultur und Religion aus erster Hand näherzubringen. Mit 19 Jahren zeigt Lara, dass man seine Ziele erreichen kann – wenn man nur genügend dafür kämpft.

Kompromiss auf Türkisch

Deniz ist 17. Seine deutschen Kumpels ziehen jedes Wochenende bis früh morgens durch die Stadt. Sie trinken und gehen nach Hause, wann es ihnen passt. Er nicht. Seine türkischen Eltern erlauben das nicht. In ihrer kulturellen Tradition möchten sie den Sohn lieber behütet zuhause wissen. Deniz steht irgendwo zwischen Eltern und seinen Freunden.

Trotzdem hat er sich noch nie gewünscht, Eltern wie die seiner Freunde zu haben. Die findet er zu unpersönlich, zu

Anzeige



OPTIK KOLLER

Fachgeschäft für Brillen und Contactlinsen
Eichstätt, Domplatz 6

Brillen
Kontaktlinsen
Sonnenbrillen

www.Optik-Koller.de

-10%*

Mit dem Studentenausweis sparen!

Studentenbonus



* Gilt nicht für Aktionspreise und bereits preisreduzierte Artikel

reserviert im Umgang. Und sie sorgen sich zu wenig, findet Deniz: Wer seine Kinder bis früh morgens machen lasse, was sie möchten, könne sich doch nicht ernsthaft Gedanken um sie machen. Wie es bei ihm lief, findet Deniz besser: Bis er 16 war, durfte er kaum abends wegbleiben und wurde überall abgeholt. Dann wollte er auch einmal freier sein und hat mit seinen Eltern gesprochen: Er versteht, dass er nicht alles erlaubt bekommt. Aber jeden Abend früh Zuhause sein müssen – bitte nicht, hat er gesagt. Seine Eltern haben über die Bitte nachgedacht und Stück für Stück mehr Freiheit mit ihm ausgehandelt.

Jetzt darf er bis zwei Uhr nachts ausgehen, muss aber um Mitternacht einmal anrufen, darf keinen Alkohol trinken und wird von seinem Vater persönlich abgeholt. Uncool?

Seine deutschen Kumpels lachen zumindest nicht; sie verstehen, dass es gut gemeint ist. Und Deniz sieht das alles sogar als Privileg an: Seine Eltern sind ihm entgegengekommen und er darf Party machen – und fühlt sich dennoch behütet.

Dana will verstanden werden

„Der Islam ist die Religion, die viel Terrorismus in der Welt verbreitet.“ Dana ist empört. Hat ihr Lehrer das gerade wirklich gesagt?

Sie sitzt im Sozialkundeunterricht, achte Klasse, Mittelschule. Das Thema zurzeit: der Islam. Die 16-Jährige meldet sich, widerspricht ihrem Lehrer. Ihre Religion habe nichts mit Gewalt zu tun, sagt sie. Ganz im Gegenteil, der Koran stehe für Frieden, genau wie die Bibel. Ihre Mitschüler schauen auf, hören interessiert zu. Was sie sagt, ist ganz anders als das, was ihr Lehrer vorher gesagt hat. Doch der lässt sie nicht ausreden. Er sieht Danas Einspruch als Angriff auf seinen Unterricht.

Nach der Schule geht die 16-Jährige missmutig nach Hause, wo sie ihren Eltern von den Vorfällen am Morgen erzählt. Diese sind noch viel entsetzter als Dana selbst und machen sich gleich am nächsten Tag auf zur Schule ihrer Tochter. Es folgen: ein aufgeregtes Gespräch mit dem Lehrer, ein empörtes Gespräch mit dem Schulleiter, ein klärendes Gespräch mit beiden zusammen.

An Danas Schule gibt es einen hohen Anteil türkischstämmiger Jugendlicher, zu denen auch Dana gehört – der Vorfall hat sich schnell herumgesprochen. Die Schulleitung ist daran interessiert, den Fall möglichst friedlich zu klären. Wenige Tage später bekommt Dana dann die Möglichkeit, zu allen zu sprechen.

„Der Islam ist generell wie das Christentum. Beide wollen, dass die Menschen gut miteinander auskommen.“ Ihre Worte werden von großen Lautsprechern verstärkt. Nachdem ihr Lehrer sich zuvor für die zu plakative Darstellung des Islams entschuldigt hat, spricht die Achtklässlerin Dana nun vor der gesamten Schüler- und Lehrerschaft. Sie spricht als Muslima über ihre Religion. Am Schluss Applaus für beide.

Lucas Blasius

und Adrian Kilb haben mit Regina Weißmann über ihre Forschungsergebnisse gesprochen. Und das, obwohl diese ihre Doktorarbeit über das Leben junger Migranten noch nicht veröffentlicht hat.

Dafür hat Weißmann 80 deutsche und türkische Jugendliche befragt und deren Lebensplanungen miteinander verglichen. Einsteins hat fünf Geschichten ausgewählt.

Weißmanns Doktorarbeit wird voraussichtlich Anfang nächsten Jahres erscheinen.

Anzeige



„Wer sich zu groß fühlt, um kleine Aufgaben zu erfüllen, ist zu klein, um mit großen Aufgaben betraut zu werden.“

Jacques Tati (franz. Schauspieler u. Komödiant, 1907-1982)



BINDER
Metallbedachungen besser durchdacht

Binder & Sohn GmbH, Metallbedachung und Spenglerei, Roderstraße 14 in 85055 Ingolstadt
www.binder-dach.de

„Was dem Sebastian zusteht, steht dem Achmed genauso zu“

Einsteins im Gespräch mit Haci-Halil Uslucan über Integration, „Turbo-Einbürgerung“ und die deutsche Sprache.

Einsteins: Herr Uslucan, Sie sind als Kind nach Deutschland gekommen. Später haben Sie sich intensiv mit den Themen Migration und Integration beschäftigt. Wie kam es dazu?

Uslucan: Mir ist aufgefallen, dass in einigen Teilen der deutschen Gesellschaft elementares Wissen über die Lebensweise von Zuwanderern fehlt. Das habe ich gemerkt, als ich in Berlin Bewährungshelfer fortgebildet habe. Auch im Umgang mit Kunden, Klienten und Patienten fehlt dieses Wissen. Da habe ich dann angefangen, mir eigene Gedanken darüber zu machen.

Einsteins: In dem Sammelband „Dabeisein und Dazugehören“ von 2013 schreiben Sie in einem Artikel, in Deutschland gebe es eine „große Zufriedenheit über alle ethnischen Gruppen hinweg“. Eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts München (TNS Emnid) hat aber ergeben, dass sich etwa sechs von zehn türkischen Migranten in Deutschland nicht wohlfühlen. Wie kommen Sie zu Ihrer Aussage?

Uslucan: Da spricht man vom Integrationsparadoxon. Diejenigen, die gesellschaftlich gut integriert sind, haben

meist eine höhere Unzufriedenheit. Eigentlich verständlich: Menschen der zweiten und dritten Generation, beispielsweise bei den Türken, fühlen sich schon so integriert, dass sie auf Ablehnung und Vorurteile viel erbotter reagieren: Was dem Sebastian zusteht, steht dem Achmed genauso zu.

» Dieses größere Wir könnte ihnen aber auch Deutschland bieten «

Und ein ganz wichtiger Aspekt ist auch: Wenn die gut integrierten Menschen Diskurse wie die Sarrazin-Debatte verfolgen, fragen sie sich: „Was sollen wir denn noch tun, um integriert zu sein? Wir sind ein Teil dieser Gesellschaft.“ Bei der großen Gruppe Migranten erster Generation, die sich vielmehr als Gäste verstehen, ist das nicht so.

Einsteins: In Ihrem Buch „Lebenswelten und Werte von MigrantInnen“ beschreiben Sie Möglichkeiten, Diskriminierung zu begegnen. Als Möglichkeit nennen Sie, „die eigene soziale Identität zu stärken“. Wie soll das konkret aussehen?

Uslucan: Wenn Menschen ausgegrenzt werden, was tun sie? Sie suchen sich eine andere Gesellschaft, deren Werte sie eher teilen können. Sie reethnisieren sich, werden wieder mehr Türke oder Muslim. Sich zu besinnen, kann stark machen. Dieses größere Wir könnte ihnen aber auch Deutschland bieten.



FOTO: PRIVAT

ZUR PERSON

Haci-Halil Uslucan ist mit acht Jahren mit seinen Eltern aus der Türkei nach Deutschland gekommen. Der jetzt 50-Jährige ist unter anderem Migrationsforscher, Psychologe, Inhaber der Professur für Moderne Türkeistudien an der Universität Duisburg-Essen und Leiter der Stiftung Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung in Essen. Aktuell untersucht er unter anderem die Begabungen und Potentiale von Zuwanderern.

Einsteins: Ein wichtiger Teil der Integration ist der Berufseinstieg. Aus verschiedenen Studien geht hervor, dass dabei vor allem die deutsche Sprache eine Barriere darstellt.

Müssen die deutschen Unternehmen vielleicht ihre Anforderungen herunterschrauben und auch weniger gute Deutschkenntnisse akzeptieren?

Uslucan: In Deutschland wird ja besonders auf Zertifikate geachtet. Also: Hat jemand ein Diplom oder einen Abschluss?

Aber nicht in allen Ländern ist Bildung so über Zertifikate organisiert. Ich glaube, dass man vielmehr kompetenzorientiert schauen muss. Also: Wer kann was?

Ein zweiter Aspekt ist die schwierige deutsche Sprache, ja. Das ist, glaube ich, schon ein Standortnachteil für Deutschland, gerade im Kampf um hochqualifizierte Zuwanderer und Akademiker.

Einsteins: Im Jahr 2012 wurde ein Gesetz in Deutschland verabschiedet, das

die Anerkennung von ausländischen Berufsabschlüssen wesentlich vereinfachen sollte. Funktioniert das?

Uslucan: Das ist eine wirksame Maßnahme, aber die deutschen Behörden müssten das viel mehr im Ausland bekannt machen: In den Botschaften, im Goethe-Institut und so weiter. Der Arbeitsmarkt hat sich geöffnet, aber wohin man sich wenden soll, wissen viele Zuwanderer nicht.

Einsteins: Experten fordern, dass besonders gut integrierten Einwanderern eine „Turbo-Einbürgerung“ ermöglicht werden soll. Was ist denn ein „besonders gut integrierter Einwanderer“ und wie funktioniert diese „Turbo-Einbürgerung“?

Uslucan: Wenn Menschen hier relativ gut die Sprache beherrschen und mit dem Gesetz nicht in Konflikt gekommen sind, selbst einer Arbeit nachgehen – dann soll man sie statt nach den üblichen acht Jah-

ren schon nach fünf Jahren einbürgern können. Es wäre ja ein wichtiges Signal, zu sagen: „Du gehörst hierher.“

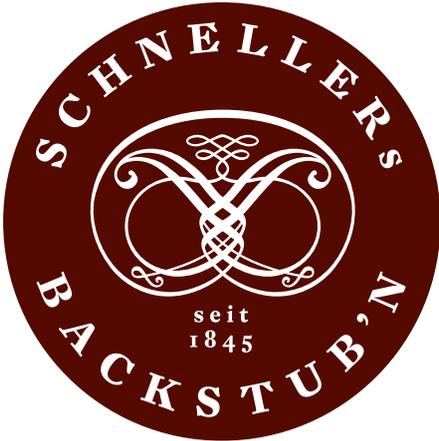
Wenn Menschen hier eingebürgert sind, identifizieren sie sich objektiv und emotional viel stärker mit Deutschland und investieren auch viel schneller in ihre neue Heimat. Wenn sie wissen: Du bist wirklich ein Teil dieser Gesellschaft.

Einsteins: Herr Uslucan, wir danken für das Gespräch!

ADRIAN KILB

und Lucas Blasius haben das Interview mit Uslucan auf ungewöhnliche Weise geführt: über die Freisprechanlage seines Autos. Das war die einzige Möglichkeit, ihn überhaupt ans Telefon zu bekommen. Dennoch hat er alle Fragen souverän beantwortet.

Anzeige



Schnellers Backstüb`n

bietet Ihnen ein vielfältiges Brotsortiment ausschließlich mit hauseigenem Natursauerteig gebacken, eine große Auswahl an Kleingebäck und feine Kuchen und Torten

*Weißburger Straße 25
Tel. 08421/2608
www.schnellers-backstueb.de*





ABWARTEN

Unter Beweislast

Die beiden Flüchtlinge Omid und Sekulima sind sich nie begegnet, aber sie teilen eine Geschichte: Beide kamen nach Deutschland, weil sie in ihrer Heimat wegen ihrer sexuellen Orientierung verfolgt worden sind. In Deutschland beginnt für sie ein Kampf gegen die Bürokratie.

VON HELENE MATEJCEK



Sekulima aus Uganda

Bitte geh weg von hier, sagte der Bürgermeister von Kisenyi, einem Viertel in Ugandas Hauptstadt Kampala, eines Tages zu Sekulima: Sie werden dich töten und ich will kein Blut an meinen Händen haben.

Zwar hatten Sekulima und sein Freund damals versucht, die Beziehung geheim zu halten. „Aber manchmal geht eben etwas schief“, sagt Sekulima. „Liebe kann man nicht verstecken.“

Die, die von seinem Freund wussten, begannen, ihn dafür zu hassen. Die, die es nicht wussten, fragten ihn: Was läuft schief bei dir? Warum hast du keine Freundin? Warum bist du immer nur mit Männern zusammen? Sie fanden es bald heraus. Du hast meinen Bruder schwul gemacht, warf ihm einer vor. Du verdirbst unsere Kinder, sagten andere. Sekulima verlor seine Wohnung und seinen Job.

Was der heute 30-Jährige damals noch nicht wusste: Werden Schwule, Bi-, Trans- oder Intersexuelle wegen ihrer Sexualität in ihrem Heimatland verfolgt, gelten sie als Flüchtlinge und können in Deutschland Asyl beantragen.

Wie viele Menschen deswegen jedes Jahr nach Deutschland kommen und woher sie stammen, erfasst das deutsche Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) allerdings nicht. Sekulima verließ Uganda schließlich im Juni 2011. Mit einem Schleuser flog er von Kenias

Hauptstadt Nairobi über Istanbul nach Nürnberg. Von dort aus ging es weiter nach Köln. Dann ließ der Schleuser ihn einfach stehen.

„Ich schlief am Kölner Hauptbahnhof“, erzählt Sekulima. Als er sah, dass die Polizei andere Leute nach ihrem Ausweis fragte, traute Sekulima sich nicht mehr, am Bahnhof zu bleiben. Denn seinen Ausweis hatte der Schleuser ihm nicht wiedergegeben. Dass er als Flüchtling Asyl beantragen kann, erfuhr er erst eine Woche später. Geh zur Polizei und sag ihnen, dass du neu bist, riet ihm ein Ugander. Sekulima ging, trotz der

» Du hast meinen
Bruder schwul
gemacht «

Angst, ins Gefängnis zu kommen. Schließlich gelangte er in die Erstaufnahmeeinrichtung im Münchner Stadtteil Obersendling. Beantragt aber ein homosexueller Flüchtling in Deutschland Asyl, muss er vor dem Bundesamt die Geschichte seiner Verfolgung erzählen und so beweisen, dass er in seinem Heimatland wegen seiner Sexualität verfolgt wurde.

Entscheidend für das Urteil des Bundesamtes ist nicht nur die tatsächliche sexuelle Orientierung; theoretisch könnte ein Flüchtling in seinem Heimatland der Homosexualität auch nur verdächtigt worden sein. Entscheidend ist, ob die Menschen in ihrer Heimat tatsächlich gefährdet sind, zum Beispiel durch physische oder psychische Gewalt oder Diskriminierung. Sekulimas Anhörung

vor dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge fand keine zwei Monate nach seiner Ankunft in Köln statt, ungewöhnlich schnell, zurzeit liegen zwischen Ankunft und erster Anhörung eines Flüchtlings oft sogar ein oder zwei Jahre.

Eigentlich ist vom Amt vorgesehen, dass „der Anhörungstermin möglichst zeitnah zur Antragstellung“ erfolgt. Kirsten Striegler, Mannheimer Rechtsanwältin für Asylrecht, schildert die Vorstellung der Juristen: „Man kommt zum Bundesamt, man erzählt dort sofort alles, ob das nun eine Traumatisierung ist, ob das die sexuelle Orientierung ist, die vielleicht im Herkunftsland schambesetzt ist.“ Ihrer Meinung nach sei das „komplett lebensfremd“.

Zwar wüssten homosexuelle Flüchtlinge, dass Schwul- oder Lesbischsein in Deutschland in Ordnung ist, sagt Sascha Hübner vom Schwulen Kommunikations- und Kulturzentrum Sub. Aber vom Gefühl her könnten sie sich das oft gar nicht vorstellen und seien daher sehr vorsichtig.

Wie Hübner bestätigt, ist diese Vorsicht gerade zu Beginn, wenn die Asylbewerber noch in einer Flüchtlingsunterkunft leben, tatsächlich angebracht: Jeder Flüchtling bringt einen Teil seines Heimatlandes mit nach Deutschland – auch Homophobie. „Ich hatte nicht genug Vertrauen in das Amt“, sagt Sekulima wenn er über seine Anhörung spricht. Zwar erzählte er damals von seiner Homosexualität. Aber: „Ich wollte ih-



nen nicht all meine Geheimnisse erzählen. Ich dachte, dass das für mich kein sicherer Ort zum Reden ist.“ Sekulima knetet seine Hände. Dann erzählt er von der kenianischen Dolmetscherin, „sehr unfreundlich, und sie sah angeekelt aus. Ich fühlte es.“

Omid (Name von der Redaktion geändert) hat ähnliche Erfahrungen wie Sekulima gemacht. Im Herbst 2012 ist er aus der iranischen Hauptstadt Teheran geflohen und mit dem Lkw am Ende in Essen gelandet. Seine Anhörung fand erst im Mai statt, sieben Monate nach der Ankunft in Deutschland.

Als der damals 23-Jährige dann erzählte, dass er wegen seiner Sexualität Asyl suche, lachte der Dolmetscher ihn aus. Omid brach die Anhörung ab. Zum zweiten Termin nahm er sich eine Anwältin.

„Ich hatte fast vier Stunden lang ein Interview. Zwischendurch brauchte ich eine Pause, weil ich von schrecklichen Dingen erzählen musste“, sagt Omid.

Von der Mannheimer Beratungsstelle Psychologische Lesben- und Schwulenberatung erhielt Omid schon bald nach der Ankunft in Deutschland psychologische Unterstützung – „mein Glück“, sagt der Iraner.

Auch Sekulima besucht heute regelmäßig eine Schwulenberatungsstelle und eine Therapeutin. Nach einer Anhörung,

wie sie Sekulima und Omid erlebt haben, entscheidet das Bundesamt, ob ein Asylantrag angenommen wird. Bei der Beurteilung stützt man sich nicht nur auf die persönliche Geschichte des Flüchtlings.

Auch unabhängige Berichte über die Situation von Homosexuellen in ihrem Herkunftsland fließen in die Entscheidung mit ein. In der Theorie kann das Bundesamt so viele Berichte wie möglich heranziehen, um die Lage im Herkunftsland eines Flüchtlings möglichst gut einschätzen zu können.

In der Praxis berufe sich das Bundesamt aber in den meisten Fällen nur auf sogenannten Lageberichte des Auswärtigen Amtes, sagt Rechtsanwältin Striegler. Diese sind nicht öffentlich einsehbar.

„Deswegen weiß man nicht, welche Informationen in den Berichten stehen, wie alt die Informationen sind oder welche Quellen genutzt werden“, sagt Markus Ulrich vom Lesben- und Schwulenverband Deutschland.

Außerdem würden fehlende Information in einem solchen Bericht auch als fehlende Gefahr interpretiert. Das heißt: Stehe in einem Lagebericht nichts zur Situation von Homosexuellen im jeweiligen Land, gehe man davon aus, dass diese nicht gefährdet sind.

Rechtsanwältin Striegler sieht die Berichte kritisch: „Wenn man sich nur auf diese Lageberichte stützt, kann man den Asylantrag sehr viel leichter ableh-

» Sie sah angeekelt aus. Ich fühlte es «

HOMOSEXUALITÄT IN UGANDA

Im September 2009 wurde in Uganda ein neuer Gesetzesentwurf diskutiert, der *Anti-Homosexuality Act*. Er forderte unter anderem lebenslange Haftstrafen für „homosexuelle Handlungen“, in Fällen von „verschärfte Homosexualität“ sogar die Todesstrafe. Zwei im Jahr 2013 verabschiedete Gesetze erschwerten die freie Meinungsäußerung und friedliche Versammlung von Schwulen und Lesben. Später wurde die eigentlich vorgesehene Todesstrafe im Entwurf des *Anti-Homosexuality Act* wieder gestrichen. Präsident Yoweri Museveni unterschrieb das fertige Gesetz im Februar 2014. In der Folge häuften sich laut Amnesty International Diskriminierungen, willkürliche Festnahmen und Schikanierungen von Homosexuellen. Im August 2014 erklärte Ugandas Verfassungsgericht das Gesetz für nichtig. Die Folgen des zwischenzeitlich aktiven Gesetzes sind laut Amnesty jedoch weiter zu spüren.

Früher hat Sekulima gerne Schach gespielt, mittlerweile hat er die Lust daran verloren. Zu sehr belastet ihn seine aktuelle Situation.

FOTOS: PIA REISER



Omid beim Spaziergang an seinem Lieblingsort, der Neckarwiese. Der Iraner möchte im Magazin nicht erkannt werden.

nen.“ Für sie ist es wichtig, auch Einschätzungen von Amnesty International oder der schweizerischen Flüchtlingshilfe einzuholen.

Gerade bei den offiziellen Lageberichten für Serbien, den Kosovo und Mazedonien habe sie das Gefühl, dass sie „nicht die Realität nachzeichnen, die in diesen Ländern herrscht“. Es sei jedoch schwer, dagegen anzukommen.

Dass deutsche Beamte die Lage eigenständig immer richtig einschätzen können, bezweifelt Striegler.

Einsteins hat betroffene Stellen mit dieser Kritik konfrontiert: Das Auswärtige Amt gab an, für seine Lageberichte sehr wohl alle verfügbaren Quellen zu nutzen.

Zum Beispiel „Berichte lokaler, nationaler oder internationaler Nichtregierungsorganisationen sowie Informationen von internationalen Organisationen oder anderen Staaten und Oppositionsgruppen“.

Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) verweist auf Nachfrage darauf, dass der Asylgrund Homosexualität, wie auch alle anderen Asylgründe, eine Einzelfallprüfung erforderten.

Da jeder Fall so bewertet werden müsse, sei „eine generelle Aussage be-

züglich einer Gefährdung von Homosexuellen in Uganda und allen anderen Herkunftsländern nicht möglich.“

Sommer 2014, genau ein Jahr nach der zweiten Anhörung: Omid bekommt Post vom Bundesamt. Asylantrag angenommen. In Sekulimas Fall lehnte das Bundesamt den Antrag allerdings ab, zweieinhalb Jahre nach der ersten Anhörung. Sekulimas Anwalt klagte beim zuständigen Verwaltungsgericht gegen die Entscheidung.

Innerhalb von drei Wochen erhielt er eine Antwort des Gerichts, das darin wiederum auf eine Einschätzung des Auswärtigen Amtes zurückgreift.

So räumt man zwar ein, dass „homosexuelle Handlungen“ in Uganda unter Strafe stehen. Weiterhin argumentiert man jedoch: „Eine strafgerichtliche Verurteilung wegen homosexueller Handlungen (...) ist nach Kenntnis des Auswärtigen Amtes in Uganda bisher nicht erfolgt.“ Angeblich werden Strafen wegen Homosexualität in Uganda trotz entsprechender Gesetze nicht verhängt. Schließlich fügt das Auswärtige Amt noch hinzu: „Staatliche Stellen haben mehrfach versichert, (...) dass sie kei-

» In meinem Land wird Homosexualität nicht akzeptiert «

ne Übergriffe nichtstaatlicher Akteure (Mobjustiz) gegen Homosexuelle tolerieren werden.“ Der Staat sei in Uganda darüber hinaus sogar in der Lage, Homosexuelle zu schützen.

„Uganda gilt als eines der feindlichsten Länder Afrikas gegenüber Homosexuellen. Mehr als 90 Prozent der Bevölkerung hält gleichgeschlechtliche Liebe für inakzeptabel“, heißt es dagegen in einem Bericht von Amnesty International.

Und weiter: „Wiederholt hat Amnesty International Vorfälle aus Uganda dokumentiert, bei denen Homosexuelle diskriminiert, willkürlich festgenommen und inhaftiert sowie gefoltert oder in anderer Weise misshandelt worden sind.“ Auch Sekulima sagt: „In meinem Land wird Homosexualität nicht akzeptiert.“ Er berichtet: „In Uganda wurde ich attackiert, geschlagen und mit einem Messer angegriffen. In meinem Land werden Menschen sogar dafür getötet.“ Er selbst verlor Job und Wohnung. Doch bleiben in der Heimat konnte er nicht. 2010, ein Jahr vor der späteren Flucht nach Deutschland, habe sich die Lage in Uganda sogar noch verschlimmert, sagt er.

Ein Anti-Homosexualitätsgesetz rückte auf der Agenda der ugandischen Regierung stetig nach oben.

Zu einer weiteren Anhörung wurde Sekulima nicht eingeladen, seit er im Mai 2014 den Brief des Verwaltungsgerichts und die Absage erhalten hat. Seitdem tut sich in seinem Asylverfahren kaum etwas. Er fühle sich in der Schwebe gefangen, sagt Sekulima. Genau genommen schon seit Beginn seines Asylverfahrens – seit fast vier Jahren.

Rechtlich gesehen ruht Sekulimas Verfahren derzeit. Sein Anwalt und das Bundesamt haben sich darauf geeinigt, so lange nichts zu unternehmen, bis ganz klar ist, wie die Lage für die nicht Heterosexuellen in Uganda tatsächlich aussieht.

Aus diesem Grund gilt für Sekulima weiterhin die sogenannte Wohnsitzauflage: Er muss in seinem Landkreis wohnen bleiben. Eine eigene Wohnung hat Sekulima nicht. Stattdessen wohnt er in einer Gemeinschaftsunterkunft in Schwaben, in einem Zimmer mit drei anderen Afrikanern. Von seiner Sexualität kann er ihnen nichts erzählen – „ich weiß genau, wie sie darüber denken.“

In seinem Zimmer bewahrt Sekulima eine Regenbogenfahne auf. Seine Mitbewohner wissen nicht, dass sie seit den 1970er Jahren ein internationales Zeichen für die Lesben- und Schwulenbewegung ist. „Ich erzähle ihnen, dass das die Flagge eines Landes ist, das ich sehr gerne mag“, sagt Sekulima. „Ich muss mich immer noch verstecken.“

Omid konnte dagegen früher aus seiner Gemeinschaftsunterkunft ausziehen: Ein Mitbewohner hatte mitbekommen, dass er nach Mannheim durfte – zur Lesben- und Schwulenberatungsstelle. „Ich bin geoutet worden“, sagt er. „Und einmal geschlagen.“ Die Beratungsstelle hatte dann eine eigene Wohnung für ihn organisiert; im Dezember 2013 ist Omid schließlich umgezogen. Zurzeit betreut er Jugendliche in einer sozialen Einrichtung und ist viel unterwegs. Seine Pläne für die Zukunft: Erst einmal das Abitur nachholen. Denn nachdem seine

Universität im Iran erfahren hatte, dass Omid schwul ist, wurde er exmatrikuliert. Einen Notennachweis für das Studium konnte er in Deutschland deswegen nicht vorlegen, einzig sein Hauptschulabschluss wurde anerkannt. Dagegen ist es für Sekulima als nicht anerkannter Flüchtling schwer, überhaupt Arbeit zu finden. Zwar wurde das deutsche Aufenthaltsgesetz bereits schon einmal geändert. Das sollte den Zugang zu legalen Arbeitsplätzen erleichtern.

Doch nach einer aktuellen Studie der Bertelsmann Stiftung findet nur etwa jeder zweite Flüchtling einen Job. Und für Arbeitgeber seien Mitarbeiter wie Sekulima – Menschen mit unsicherer Zukunft – schlicht ein Risiko. Bei den Deutschen komme das dann vielleicht so an, als wollten die Asylwerber nicht arbeiten, findet Sekulima.

„Aber eigentlich kann man gar nicht arbeiten.“ So bleibt Sekulima nichts Anderes übrig, als darauf zu warten, dass sich endlich etwas ändert. Tag für Tag. „Ich fühle mich, als sei ich nie glücklich gewesen“, denkt er an schlechten Tagen. „Ich habe das Leben nie gesehen.“ An guten Tagen träumt er davon, Biochemie zu studieren oder Altenpfleger zu werden. In eine eigene Wohnung zu ziehen. Wie Omid, den er zwar nie getroffen hat,

mit dem er aber durch die Flucht nach Deutschland verbunden ist. Durch den Kampf gegen die Paragraphen, Dolmetscher, Richter. Denn so fühlt es sich manchmal für sie an: wie ein Kampf. In einer neuen Wohnung würde Sekulima endlich mehr Privatsphäre haben.

Am liebsten würde er nach Berlin ziehen. Sekulima liebt Berlin und seine Vorstellung der Menschen, die dort leben. „Deutschland ist mein Land“, sagt Sekulima. „Abgesehen von den schlimmen Dingen, die ich hier erlebt habe, bin ich trotzdem immer noch zufrieden. Am Ende bin ich hier in Sicherheit.“

Auch Omid möchte in Deutschland bleiben. Das Abwarten liegt hinter ihm, die neue Heimat ist endlich da. Trotz aller Paragraphen.

» Deutschland
ist
mein Land «

» Ich bin geoutet
worden.
Und einmal
geschlagen «

HELENE MATEJCEK

hatte es nicht leicht, Menschen zu finden, die offen über ihre Homosexualität sprechen. Den Kontakt zu Sekulima hat eine Lesbenberatungsstelle hergestellt. Und Omid? Den hatte Anwältin Striegler spontan zum Interview eingeladen.

Anzeige

ABC

PC, Laptop

Buchtal 10 . 85072 EI . Tel. 904080



Für mich ist Service
kein Fremdwort!

Arne Bladt
Computer-
systeme
DSL, Service



Und dann bleiben sie doch

Lorena kam als Au-Pair von Kolumbien nach Deutschland. Hier will sie länger bleiben. Deshalb beginnt sie zu studieren. In Deutschland findet sie, was ihr in ihrer Heimat fehlt.

VON ANTONIA KÜPFERLING

Nach ihrem Au-Pair-Jahr studiert Lorena in Regensburg.

FOTO: AMANDA MÜLLER

Aufgeregt lief Lorena Barrera (damals 19) durch den Münchner Flughafen. Ihren großen Koffer zog sie hinter sich her. Sie betrat den Ankunftsbereich und entdeckte Gudrun Heinzen und deren zwei Söhne, die ihr schon zuwinkten. Mit einem Lächeln erzählt sie, wie sie auf die Familie zugegangen ist: Hallo, ich bin Lorena, stellte sie sich vor. Hallo!, riefen die vier- und fünfjährigen Söhne. Gudrun Heinzen fragte, ob sie gut angekommen sei. Ja, das war sie. Der Flug von Kolumbien war zwar lang und anstrengend, aber die Vorfreude überwog: Sie war endlich angekommen, ihr Au-Pair-Jahr in Deutschland begann.

In ihrem Heimatland Kolumbien hatte Lorena viele Freunde, schicke Klamotten und eine eigene Zwei-Zimmer-Wohnung. Sie studierte Moderne Sprachen in der Hauptstadt Bogotá, besuchte oft ihre Familie im 130 Kilometer entfernten Ort Acacias. Sie führte ein glückliches Leben.

Doch Lorena ist ehrgeizig: Sie wollte einen guten Universitäts-Abschluss machen und dafür ihre Sprachkenntnisse verbessern. Da ihre Universität keine Partnerschaften mit deutschen Hochschulen hatte, wäre ein Auslandsstudium für Lorena viel zu teuer gewesen. Deshalb dachte sie 2009 darüber nach, für ein Jahr als Au-Pair nach Deutschland zu gehen. Lange sprach die damals 19-Jährige mit ihrer Mutter, die ihr Mut machte: Wenn du diese Chance hast, musst du sie

nutzen. Ich werde dich unterstützen, so gut ich kann.

Wenige Monate später verabschiedete sich Lorena im Juli 2010 unter Tränen von ihrer Mutter. Auf dem Flug kam dann neben der Nervosität die Vorfreude. „Ich war wahnsinnig gespannt. Au-Pair in Deutschland war mein persönliches Abenteuer.“ In München wurde sie herzlich empfangen. Bei der Gastfamilie angekommen: „Es gab deutschen Kuchen. Ich weiß heute noch, dass er superlecker war!“ Und auch von ihren Gastkindern war sie sofort begeistert: „Am Flughafen waren sie zwar etwas schüchtern, wollten dann zuhause aber gleich mit mir spielen.“

Etwa 24 000 junge Menschen aus dem visumpflichtigen Ausland haben laut Auswärtigem Amt in den Jahren 2010 bis 2014 wie Lorena ein Visum erhalten. Damit dürfen sie in Deutschland als Au-Pair arbeiten, allerdings erstmal nur für maximal ein Jahr.

Einige der jungen Leute wollen dann aber doch noch länger bleiben. Ihr Ziel: den Aufenthalt in Deutschland verlängern. Zum Beispiel mit einer Ausbildung oder einem Studium.

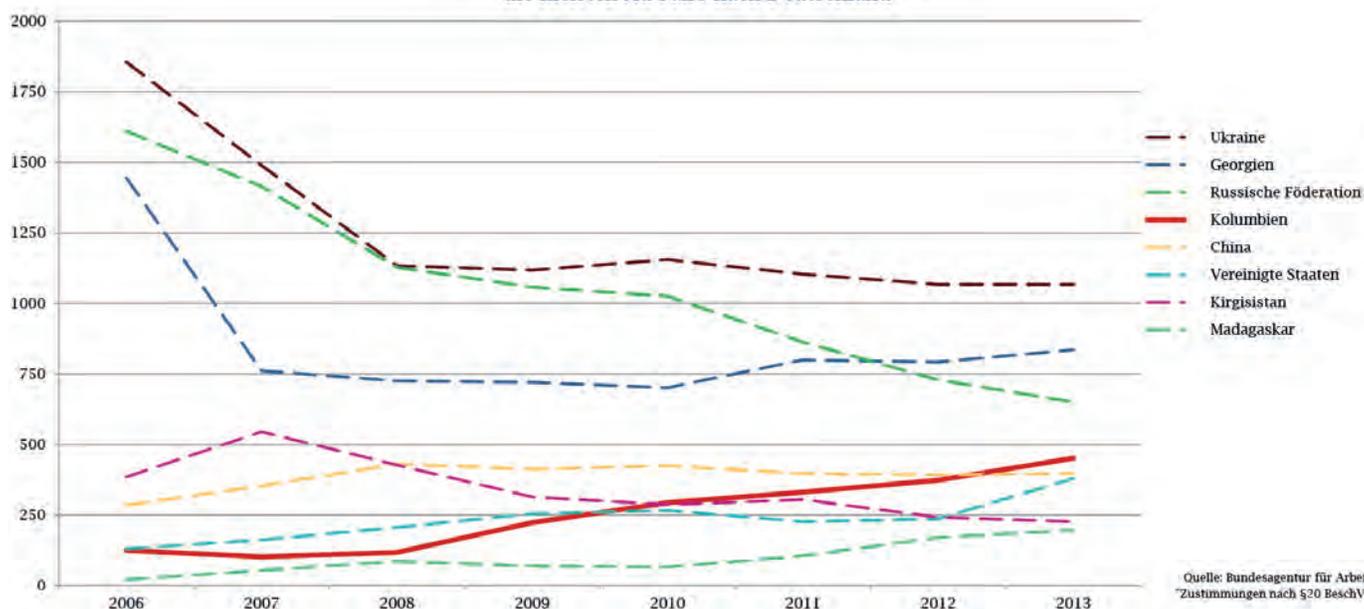
Als Lorena beschließt, nicht in ihr Heimatland zurückzukehren, lebt sie bereits mehrere Monate in Deutschland. „Ich hatte in Kolumbien ein tolles Leben, aber erst hier in Deutschland geht es mir richtig gut.“ Gefunden hat Lorena hier die Ruhe und Sicherheit, die ihr in

VISUMPFLICHTIGE LÄNDER

Menschen aus dem Ausland, die länger als 90 Tage in Deutschland bleiben wollen oder hier arbeiten oder studieren möchten, brauchen grundsätzlich ein Visum. Ausgenommen sind Menschen aus der Europäischen Union, Island, Liechtenstein, Norwegen und der Schweiz.

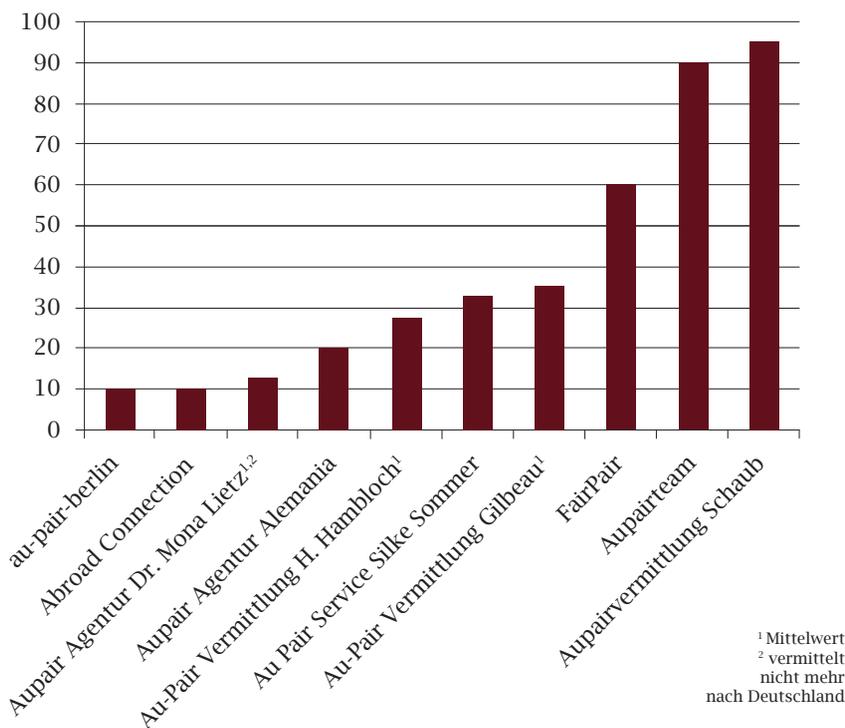
Herkunftsländer der Au-Pairs

Aus diesen Ländern kamen in den Jahren 2006 bis 2013 die meisten Au-Pairs nach Deutschland



Einsteins hat nachgefragt:

Wie viel Prozent der Au-Pairs bleiben nach Schätzungen ihrer Agenturen länger als ein Jahr in Deutschland?



ihrer Heimat gefehlt haben. „In Kolumbien muss man sechs Augen haben, zwei nach vorne, zwei nach hinten und eines zu jeder Seite. Man muss immer auf der Hut sein und alles im Blick haben“, sagt Lorena. In Deutschland kann sie zum Beispiel nachts ohne Angst durch die Straße nach Hause laufen.

Wie viele Au-Pairs nach ihrem Aufenthalt ein weiteres Visum beantragen, ist nicht offiziell dokumentiert. Das Innenministerium erfasst diese Daten nicht. Bekannt ist lediglich, dass eini-

ge Au-Pairs nach ihrem ersten Jahr in Deutschland studieren oder eine Ausbildung machen. Beliebt ist außerdem das Freiwillige Soziale Jahr (FSJ), das viele Au-Pairs direkt an ihr erstes Jahr in Deutschland anschließen.

Lorena wollte ihr Studium der Modernen Sprachen in Kolumbien abbrechen und stattdessen in Deutschland BWL studieren. Doch dafür reichten ihre Deutschkenntnisse nicht aus. Deshalb bewarb sie sich für ein FSJ, um weiter legal in Deutschland bleiben zu können. In

dieser Zeit verbesserte Lorena dann ihre Deutschkenntnisse und arbeitete in einer sozialen Einrichtung für Kinder mit Behinderung.

Ihr Tagesablauf: um sechs Uhr aufstehen, zur Einrichtung fahren, arbeiten, weiter zum Sprachkurs, Deutsch lernen – und dann war auch schon Mitternacht. All das nahm die Kolumbianerin auf sich, um im April 2012 die deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang, Niveau C, zu bestehen. Ohne die hätte sie in Deutschland nicht studieren dürfen. Lorena erinnert sich: „Die ganze Zeit hat sich mein Leben wie ein Spiel angefühlt. Meine Zukunft hing von einem einzigen Papier, von einer einzigen Prüfung ab.“

Gudrun Heinzen, Lorenas ehemalige Gastmutter, ist stolz auf das, was Lorena erreicht hat. Die beiden haben noch heute gelegentlich Kontakt, telefonieren oder treffen sich ab und an. Heinzen, die insgesamt neun Au-Pairs in ihrer Familie hatte, erinnert sich, dass mehrere von ihnen gerne in Deutschland bleiben wollten. Aber nicht alle haben es geschafft. Über Lorena sagt Heinzen: „Wenn sie etwas schaffen will, verfolgt sie ihren Plan bis zum Ende. Das war schon so, als sie bei uns Au-Pair war.“

So, wie Gudrun Heinzen Lorenas Weg verfolgt, beobachten Au-Pair-Agenturen, was aus den jungen Frauen und Männern wird, die sie einmal vermittelt haben. Judith Liehr, erste Vorsitzende des Bundesverbands *Au-Pair-Society*, sagt: „Manche wollen ihr Leben in Deutschland verbringen, andere wollen hier eine gute Ausbildung machen und mit dieser in ihr Heimatland zurückkehren.“ Liehr schätzt, dass jedes dritte Au-Pair den Aufenthalt in Deutschland verlängert.

Anzeige



Martin Thurner

- Raumausstatter -

Marktgasse 18 Tel | 08421 99844

85072 Eichstätt Fax | 08421 99845

info@martin-thurner.de

Ihr Fachbetrieb für

Fußböden (Linoleum, Parkett, Teppich, Kork) sowie

Fußbodenrestaurierung, Polsterarbeiten, Sonnenschutz und Vorhänge.



Lorena bei ihrem ersten Oktoberfest-Besuch.

FOTO: PRIVAT

Einstens hat insgesamt bei zehn deutschen Agenturen nachgefragt, wie viele ihrer vermittelten Au-Pairs nach ihrem ersten Jahr schätzungsweise in Deutschland bleiben. Die Einschätzungen gehen weit auseinander: Während eine Agentur berichtet, dass von ihren vermittelten Au-Pairs 95 Prozent länger bleiben, gibt eine andere an, dass gerade einmal jedes zehnte Au-Pair den Aufenthalt verlängere.

Im Schnitt haben die Schätzungen der befragten Agenturen ergeben, dass etwa 40 Prozent der jungen Menschen

aus visumpflichtigen Ländern nach ihrem ersten Au-Pair-Jahr noch in Deutschland bleiben.

Eine davon ist Lorena. Sie studiert mittlerweile seit drei Jahren in Regensburg - es fällt ihr nicht immer leicht. Besonders Prüfungen bereiten ihr Probleme, wenn zum Beispiel die Fragen ganz anders gestellt werden, als sie es gelernt hat. Dann versteht Lorena oft nicht, was der Dozent von ihr wissen will. Da sie deshalb mehrere Klausuren nicht bestanden hat, nahm Lorena bereits zwei Urlaubssemester, um diese nachzuholen. Außerdem geht sie zum Nachhilfeunterricht. „Dort werden mir die Dinge, die ich in der Uni nicht verstehe, in Kindersprache, also in ganz einfachem Deutsch, erklärt. Das hilft mir sehr.“

Eine weitere Hürde neben den Sprachkenntnissen sind die Kosten, die auf junge Menschen aus dem Ausland zukommen, wenn sie hier studieren möchten: Für ein Studiervisum müssen sie nachweisen, dass sie ausreichend viel Geld besitzen. Circa 7 000 Euro müssen die Studenten pro Jahr auf ein sogenanntes Sperrkonto einzahlen, von dem sie dann monatlich nur eine festgelegte Summe abheben können.

Lorena und ihre Familie haben nicht so viel Geld. Die Kolumbianerin kann deshalb nur mit einer Verpflichtungserklärung in Deutschland studieren. Bei dieser verpflichtet sich eine Person die in Deutschland lebt, für den Studenten zu sorgen - sollte das nötig sein.

Ein Insider, der mit vielen Au-Pairs gesprochen hat, warnt vor Verpflichtungserklärungen. Sie seien sehr risikoreich. Oftmals würden Gastfamilien nur dann einwilligen, eine Verpflichtungserklärung zu unterschreiben, wenn das

Au-Pair in der Familie dafür während des Studiums schwarz weiterarbeitet.

Lorena hatte bisher keine Probleme mit Verpflichtungserklärungen. Gerade erst hat sie ein neues Studiervisum beantragt. „Die Mutter meines Freundes hat dafür die Erklärung für mich unterschrieben, weil sie mich auf meinem Weg unterstützen und mir das Studium ermöglichen will.“

Zwei Jahre lang wird Lorena voraussichtlich noch studieren. Was danach passiert, weiß sie noch nicht. „Sollte ich irgendwann kein Visum mehr bekommen, dann werde ich zurück nach Kolumbien gehen“, sagt die 25-Jährige. Mit ihrem deutschen Studium würden ihr in Kolumbien alle Türen offen stehen - weil sie im Ausland war.

Doch wenn Lorena die Chance bekommt, in Deutschland zu bleiben, dann möchte sie die auch nutzen. Als sie im Herbst 2014 nach langer Zeit wieder in Kolumbien war, um ihre Familie zu besuchen, bemerkte sie, dass sie zwar ihre Familie vermisst, aber dass ihr das Leben in Kolumbien zu laut und zu unruhig geworden ist. An Deutschland hat sie sich gewöhnt. Sie hat hier alles gefunden, was ihr in ihrer Heimat gefehlt hat. Lorena ist sich sicher: „Wenn ich die Möglichkeit habe, werde ich in Deutschland bleiben, denn ich fühle mich wohl hier und bin glücklich.“

ANTONIA KÜPFERLING

schaut künftig sehr genau aufs Telefon, wenn sie weitergeleitet wird. Sie kontaktierte zahlreiche Au-Pair-Agenturen, stellte dieselben Fragen, bekam ähnliche Antworten. Bis auf einmal eine Chefin mitten im Gespräch fragte: „Wissen Sie, dass Sie in Spanien anrufen?“

Anzeige

Wir machen
Euch



Dom-Apotheke Eichstätt

für Studium, Beruf
und Freizeit !

Domplatz 16 - 85072 Eichstätt - Telefon 08421 / 1520

Sieben Monate für eine Zigarette

Aliou ist aus dem Sudan nach Europa gekommen.
Eigentlich nur für einen Vortrag. Doch dann konnte er nicht zurück.
Jetzt lebt Aliou illegal in Deutschland. Ohne Plan, ohne Papiere.

VON MIRJAM UHRICH



Einsteins zeigt Alious Gesicht nicht – zu seinem Schutz.

FOTOS: NIKOLAI RUSS

Es ist der 21. Februar 2013. Aliou steht vor dem Büro des Abschiebecamps. Gleich hat er einen Termin zum Fingerabdrucke nehmen. Er zündet sich eine Zigarette an und nimmt einen kräftigen Zug. In dem Moment fährt ein Polizeiauto vor. Zwei Polizisten steigen aus dem Wagen und steuern auf Aliou zu: Wir gehen jetzt ins Gefängnis, sagt einer der Polizisten und nimmt ihm die Zigarette aus der Hand. Mit einem Klacken schließen sich die Handschellen um Alious Handgelenke. Abschiebehaft.

So schildert Aliou die Szene heute. Er sitzt an seinem Esstisch in Deutschland und erzählt vom Leben in der Illegalität. Aliou hat keinen Ausweis, keine Krankenversicherung, keine Steuernummer. „Ich bin illegal hier. Der Gedanke ist natürlich voll präsent. Ich kann mir deswegen Stress machen. Oder ich kann sagen: Ich nehme mir die Freiheit, hier zu leben.“

Und Aliou nimmt sich diese Freiheit, obwohl Illegalität in Deutschland eine Straftat ist. Keine Angst haben – das ist Teil seiner „revolutionären Botschaft“, wie Aliou selbst sagt. Das Risiko ist ihm bewusst. „Es kann jederzeit mit der Art von Leben vorbei sein. Ich muss mit einer Festnahme rechnen.“ Wenn ihn die Polizei erwischt, bekommt Aliou eine Geld- oder Haftstrafe. Es droht die Abschiebung.

Deswegen muss Aliou vorsichtig sein. Mal ist er 35 Jahre alt, mal 26. In diesem Text ist er 28. Seine Daten sind verändert, um ihn zu schützen. Die Länder, in denen Aliou war, heißen Land A, B und C. Alle Namen sind geändert.

In der Wohnung sitzt Aliou nun und erzählt, die Beine übereinander geschlagen, den Blick gesenkt. Er lacht oft, auch wenn seine Geschichte keine lustige ist. Der Haifischzahn an seiner Kette wackelt dann. Silberfarbene Ringe an den Fingern, eine schwarze Kappe verdeckt die Haare.

Aliou hat eine tiefe, ruhige Stimme. Er spricht auf Arabisch. Links von ihm sitzt seine deutsche Freundin Lena. Die langen Beine verknotet, auf ihren Knien ein Block. Auf dem schreibt Lena mit. Damit sie nichts vergisst, wenn sie Alious Worte übersetzt.

Er erzählt von seiner Zeit im Sudan. Dort hat er Politik studiert – und Politik gemacht. Nicht für den Präsidenten Omar al-Bashir, sondern für eine linke Oppositionspartei. Im Sudan gibt es keine Meinungsfreiheit. Die Regierung setzt ihre

eigenen Regeln, Menschenrechte bleiben ungeachtet. Mit der Teilung des Sudan 2011 war für Aliou alles noch schwieriger, sagt er. „Wir wurden plötzlich zum Ziel politischer Verfolgung durch die Geheimdienste.“

Zu der Zeit war Aliou auf vielen Konferenzen. Er hat sogar die Zusage bekommen, auf einer Konferenz in Europa zu sprechen. In Land A. Dafür hat er von der Botschaft des Landes ein Visum ausgestellt bekommen. Für fünf Tage.

Aliou erzählt, dass er noch am Flughafen ein paar Sudanesen kennengelernt habe, die auch zur Konferenz gereist seien: „Die haben dann auf der Konferenz auch immer so Positionen vertreten wie: Es gibt eigentlich kein Problem im Sudan. Eigentlich ist alles cool.“ Er schüttelt den Kopf, wenn er sich daran erinnert.

Ein paar Konferenzteilnehmer haben ihm schließlich gesteckt, dass die Sudanesen in Wahrheit Regierungsvertreter seien. „Sie haben mir klar gemacht, dass ich nach dem, was ich auf der Konferenz gesagt habe, ein Problem kriegen werde, wenn ich wieder zurückfahre.“ Zu sehr hatte Aliou die Situation im Sudan kritisiert.

Damit war Aliou gezwungen, ein neues Leben in Europa anzufangen, erzählt er. Nur hatte er keinen Plan, wie das gehen sollte. Die letzte Nacht vor Ablauf des Visums war für ihn am schlimmsten. Aliou kann sich noch gut erinnern.

„Es war klar: Ich muss mich jetzt entscheiden. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen.“ Freunde haben ihm geraten, woanders Asyl zu beantragen. In Land B. Das gehe dort besonders schnell.

Am nächsten Abend hat sich Aliou in den Zug gesetzt. Ohne Papiere. Wo er ankam, hatte er einen Freund, den er noch aus dem Sudan kannte. Bei ihm konnte Aliou schlafen. Asyl wollte er am Anfang noch nicht beantragen. „Ich habe überlegt: Wenn sich die Situation zwischen meiner Partei und der Regierungspartei ändert, kann es sein, dass ich plötzlich einer der politisch Gewollten im Sudan bin.“ Aber die Lage blieb unverändert. Nach zwei Monaten hat Aliou deswegen beschlossen, doch Asyl in Land B zu beantragen.

Seine Daten hat Aliou alle genau im Kopf. „Wir machen eine kleine Geschichtsstunde“, sagt er und legt los: „Ich bin aus dem Sudan weggegangen 2012, am 20. April nachts.“ Fünf Tage später sei sein Visum für die Konferenz in Land A abgelaufen. „Am 27. April bin ich um

» Ich bin illegal hier.
Der Gedanke ist
voll präsent «

LAGE IM SUDAN

Seit 2003 kommt es immer wieder zu bewaffneten Konflikten in den südlichen Regionen Darfur, Südkorfan und Blue Nile. Freie Meinungsäußerung und Versammlungsfreiheit sind im ganzen Land eingeschränkt. Seit 25 Jahren ist Omar al-Bashir Präsident des Sudans. 2009 wurde al-Bashir vom Internationalen Strafgerichtshof (IStGh) wegen Völkermords und Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt. Im Dezember 2014 wurden die Ermittlungen eingestellt, Haftbefehl besteht weiter. Im Juni 2015 hatte sich Südafrika trotz richterlicher Anordnung geweigert, al-Bashir auszuliefern. Er ist der einzige Angeklagte am IStGh, der zeitgleich ein Präsidenten-Amt bekleidet. In Deutschland wurde von Januar bis Ende April 2015 48 von 135 Asylanträgen von Sudanesen stattgegeben. Abgeschoben wurden 24 Personen. Für die restlichen Anträge sind andere Staaten zuständig. Zum Vergleich: Im selben Zeitraum wurden 13 Eritreer abgeschoben, bei 1 316 Asylanträgen.

ein Uhr morgens in Land B angekommen.“ Am 14. Juli 2012 habe er schließlich Asyl beantragt.

Wie er erzählt, hatte Aliou zwei Anhörungstermine im Asylverfahren. Einmal sechs Stunden lang, einmal neun Stunden. Bei dem zweiten Termin sei er krank gewesen, erzählt Aliou. Jede Frage habe ihm die Beamtin fünf Mal gestellt. „Ich habe gesagt: Warum fragen Sie mich auf diese Weise? Was soll das?“ Während Aliou davon erzählt, spielt er am Reißverschluss seiner Sweatjacke herum. Für ihn ist klar, dass die Ausländerbehörde damals nur einen Ablehnungsgrund finden wollte.

„Anfang August kam dann schon die Ablehnung. Also nach ungefähr 23 Tagen“, sagt Aliou. „Das geht da sehr schnell. Innerhalb von ein paar Monaten ist das klar.“ Er meint heute, die Ausländerbehörde wollte ihm einfach nicht glauben. Sein Parteiausweis sei kein Beweis gewesen. „Die haben gesagt: Das ist so ein laminiertes Ding, das kann sich jeder besorgen“, sagt Aliou. Er hatte Klage eingereicht gegen die Ablehnung seines Asylantrags. Die Behörde hat ihn dann in ein Camp geschickt. In eine Barackensiedlung mit Stacheldraht umzäunt, weit abgeschieden. Aliou erzählt, dass er dort an seiner eigenen Abschiebung mitarbeiten sollte.

Bei der sudanesischen Botschaft hat sich Aliou die Dokumente für seine Abschiebung ausstellen lassen. Und jeden Tag musste er ins Büro des Camps. Zum Unterschreiben, zur Kontrolle. Nach vier Monaten im Camp hat nur noch ein Dokument für die Abschiebung gefehlt. Aber Aliou hat sich geweigert, das letzte Papier in der sudanesischen Botschaft abzuholen. „Dann haben sie mich festgenommen, weil sie mich zwingen wollten zurückzugehen. Das heißt dann nicht

mehr ‚freiwillige Rückkehr‘ sondern ‚Abschiebung‘. Und dafür gibt's Abschiebeknast“, sagt Aliou.

„Im Gefängnis zu sein, das war ein Schock.“ Wenn Aliou davon erzählt, seufzt Freundin Lena tief und zieht den Saum ihres T-Shirts über den Mund. Aliou redet unbewegt weiter. Im Gefängnis hat Aliou dann angefangen, seine Geschichte aufzuschreiben. Ein Buch soll es werden. „Mit dem Leben umzugehen, ist so hart. Da macht es einen freier, über die Situation zu schreiben“, sagt Aliou.

Er erzählt weiter: Die Unterlagen für seine Abschiebung waren damals schon fertig. Aber seine Klage gegen Ablehnung des Asylantrags lief noch. Das Gerichtsverfahren war seine letzte Hoffnung. „Da habe ich dann zum Richter gesagt: Was ist hier eigentlich los?“ Während er das erzählt, wird seine Stimme immer lauter. Er redet immer schneller. „Damals habe ich gesagt: Am Internationalen Gerichtshof in Den Haag läuft ein Verfahren gegen den Präsidenten meines Landes, weil er sich nicht an die Menschenrechte hält.

Und was macht ihr? Ein Verfahren gegen mich. Ich bin genau deswegen hier, weil meine Menschenrechte verletzt wurden.“

Nach dem Verfahren sollte Aliou trotz allen Protestes seine Sachen packen. Heute erinnert er sich: „Ich dachte: Was passiert jetzt? Ist das die Abschiebung? Und dann haben sie mich einfach vor dem Flughafen abgesetzt.“ Aliou lacht triumphierend.

Seine Abschiebung wurde gestoppt. Nach sieben Monaten Haft war Aliou zwar frei, aber immer noch ohne Papiere. Das Gerichtsverfahren hat seine Abschiebung verhindert, Asyl hat Aliou aber nicht bekommen. In Deutschland wäre das unmöglich gewesen. In vielen europäischen Ländern ist die Asylpolitik

» Mit dem Leben umzugehen, ist so hart. Da macht es einen freier, darüber zu schreiben «

ILLEGALE IN DEUTSCHLAND

Die Zahl der in Deutschland illegal lebenden Menschen lässt sich nur schätzen: Man geht von 150 000 bis 450 000 aus. In anderen europäischen Staaten ist illegaler Aufenthalt eine Ordnungswidrigkeit, in Deutschland hingegen laut §95 Abs. 1 Nr. 2 Aufenthaltsgesetz (AufenthG) eine Straftat. Wer illegal in Deutschland lebende Menschen an die Ausländerbehörde melden muss, ist in § 87 (AufenthG) festgeschrieben. Privatpersonen müssen einen illegal lebenden Menschen nicht an die Behörden melden. Alle öffentlichen Stellen unterliegen der Übermittlungspflicht, außer Schulen, Bildungs- und Erziehungseinrichtungen (seit 2011) sowie Krankenhäuser. Ärzte, Krankenhäuser und auch deren Verwaltungen sind von der Übermittlungspflicht entbunden, da hier die ärztliche Schweigepflicht gilt. Personen, die illegal lebende Menschen in Form von medizinischer, psychologischer oder beratender Hilfe unterstützen, sind seit 2007 nicht mehr strafrechtlich verfolgbar.

Anzeige



Friseur RUDLOFF

Gabrielistr.2 - Eichstätt

Phone: 08421-4797

www.friseur-rudloff.de

Jeder Tag ist Studententag
mit 10 % auf alle Dienstleistungen!

anders. Illegalität ist dort nur eine Ordnungswidrigkeit. Wie Falschparken.

Es ist der Tag der Freilassung. Aliou steht vor dem Eingang des Flughafens. In der Luft liegt noch der Geruch von Abgasen. Gerade eben ist das Polizeiauto abgefahren. Es hat Aliou hierher gebracht. Beim Aussteigen hat der Polizist ihm eine Plastiktüte in die Hand gedrückt. Aliou linst in die Tüte. Er entdeckt einen Zigarettenstummel. Es ist die Zigarette, die ihm vor sieben Monaten bei der Festnahme abgenommen wurde. Aliou zündet sich die Zigarette an und nimmt einen kräftigen Zug. „Es hat sieben Monate gedauert, diese Zigarette zu rauchen“, erzählt er heute und lacht.

Wieder in Freiheit, ist Aliou dann zum *Movement* gegangen. Das ist eine Gruppe von Flüchtlingen, die für ihre Rechte kämpft. „Ich wusste, dass die zu der Zeit in einem besetzten Haus waren“, sagt Aliou. Schon vor seiner Zeit im Gefängnis war er ein paar Mal dort. „Für uns als Gruppe war die schwierigste Frage: Wie schaffen wir es von morgens bis abends?“ Aliou erzählt, dass sie von Schwarzarbeit und Spenden gelebt hätten. „Aber es ist schon hart, gerade wenn man aufsteht, zu realisieren: Hier bin ich wieder. Ohne Geld, ohne Anspruch auf Sozialhilfe.“ Knapp zwei Jahre hat Aliou mit der Gruppe „den Kampf für unsere Rechte auf der Straße“ geführt, wie er selbst sagt.

Für eine Demonstration war Aliou auch das erste Mal in Deutschland. Das war vor einem Jahr, erzählt er. Hunderte Flüchtlinge haben mit ihm demonstriert, auf einer Strecke von 500 Kilometern. Ohne Papiere hat Aliou damals die Grenzen mehrerer Länder überquert. „Zwei Monate zu laufen, war sehr anstrengend für mich“, sagt Aliou. „Aber da habe ich die Entscheidung getroffen, nach Deutschland zu ziehen.“

Auch Lena war bei der Demonstration dabei, daran erinnert sie sich noch genau. „Einmal haben sie uns festgenommen. Wir waren mehrere hundert Leute, viele ohne Papiere“, sagt Lena und streicht sich eine Haarsträhne hinter Ohr. „Am nächsten Tag mussten sie uns wieder freilassen, weil das Gefängnis überfüllt war.“

Nach der Demonstration ist Aliou immer wieder nach Deutschland gekommen, um die Flüchtlinge hier zu unterstützen. Und um Lena wiederzusehen. „Wir haben die gleichen politischen Ideen und daraus hat sich eine Liebesbeziehung entwickelt“, sagt Aliou und schaut zu Lena. Im Mai ist Aliou dann endgültig nach Deutschland gezogen, erzählt er.

In die WG von Lena. Die beiden erwarten gerade ein Kind und wollen heiraten. Aliou soll nach der Geburt des Kindes eine Aufenthaltserlaubnis bekommen. Er will sein Studium beenden, Geld verdienen und bei Grippe zum Arzt gehen können. „Die Zukunft. Oh, oh, oh“, meint Aliou und lacht. „Die Hochzeit, das Kind, das macht vielleicht Papiere und einen Aufenthalt. Aber mein Traum ist, dass alle Menschen das Recht haben, überall zu sein.“ Aliou gesteht, dass es ihm schwer fallen wird, sich wieder an ein Leben mit Papieren zu gewöhnen. Wieder einen geregelten Tagesablauf zu haben. Morgens aufzustehen, regelmäßig zu arbeiten und Steuern zu zahlen. Ihm ist klar: Mit den Papieren wird er ein Stück seiner Freiheit verlieren. „Es ist eine Herausforderung, aber ich versuche es“, sagt Aliou.

Er steht vom Tisch auf, rückt seine Kappe zurecht und geht auf den Balkon. Die Tür steht einen Spalt weit offen. Aus der Wohnung dringen Tellerklappern und das Lachen von Lena. Aliou drückt den Knopf seines Feuerzeugs nach unten und zündet sich eine Zigarette an. Er nimmt einen kräftigen Zug und bläst eine Rauchwolke in die Luft.

MIRJAM UHRICH

Die Suche nach Decknamen ist nicht einfach. Der Protagonist der Geschichte wollte „David“ heißen, seine Freundin „Farida“. Ein beliebter deutscher Name für einen Sudanesen? Und ein arabischer Name für seine deutsche Freundin? Das war dann doch zu verwirrend. So wurde aus den beiden „Aliou“ und „Lena“.



ANKOMMEN



Hinter dem Stacheldrahtzaun des Konzentrationslagers Allach-Karlsfeld, einem Außenlager des Konzentrationslagers Dachau, entstand 1952 die Siedlung Ludwigsfeld.

Blut in der Erde

Während des Zweiten Weltkriegs musste Josef Poletko im Konzentrationslager Allach-Karlsfeld in Ludwigsfeld Zwangsarbeit leisten. Heute lebt seine Tochter Oresia dort, wo ihr Vater litt.

VON PIA BINDER

FOTO: BUNDESARCHIV

BEARBEITUNG: KLAUS MAI



Etwas Helles zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Die neunjährige Oresia sprang in die Pfütze. Schlamm spritzte auf ihre weiße Strumpfhose. Mit den Händen grub sie es aus. Es war länger als ihr Arm und auch fast so dick. Ein Knochen, doch so einen großen hatte sie noch nie gesehen.

Der muss von einem Dinosaurier sein, dachte sie und drehte sich zu ihrer Mutter um. Die unterhielt sich ein Stück entfernt mit einer Nachbarin: Schau mal, Mama! Was ich gefunden hab'. Als die Mutter näher kam, wurde sie blass und schrie: Schmeiß das sofort weg! Und fass' nicht immer alles an! So erinnert sich Oresia Poletko (heute 61) an den Tag, der ihr später unheimlich sein sollte.

„Damals konnte ich mir nicht erklären, warum meine Mama so merkwürdig reagiert hat“, sagt Poletko. „Jetzt weiß ich: Das waren Menschenknochen.“ Sie ist sich sicher: Es waren die Knochen derjenigen, die im Konzentrationslager Allach-Karlsfeld, einem Außenlager des Konzentrationslagers Dachau, umgebracht wurden. Draußen in Ludwigsfeld, einem Vorort im Münchner Nord-Westen.

Poletko, eine braunhaarige Frau mit hellbraunen Augen und rauher Stimme, hat das schon oft erzählt. „Schreckliche Dinge sind hier geschehen, heute aber ist

unsere Siedlung ein Musterbeispiel für gelungene Integration.“

Schon als kleines Mädchen wusste sie, worauf die Wohnsiedlung gebaut ist. Sie kannte ja die alte Baracke in der Granatstraße. Der einzige Überrest des Lagers. Beige gestrichen, die Fenster vergittert und komplett zugewuchert.

Bis heute sieht sie die Baracke sogar von ihrer Wohnung aus. Ihr Vater selbst war zwei Jahre lang inhaftiert. Josef Po-



FOTO: PIA BINDER

Oresia Poletko lebt seit ihrer Kindheit in der Siedlung, in Sichtweite des ehemaligen Konzentrationsaußenlagers Allach-Karlsfeld.

letko war einer der ukrainischen Arbeiter, die für einen Münchner Automobilhersteller Zwangsarbeit leisten mussten.

Poletko und auch alle anderen, die mit ihr in Ludwigsfeld aufgewachsen sind, dachten, sie wüssten, was im Lager geschehen ist. „Hunger, Krankheit und Misshandlungen – ja, aber Tote habe es kaum gegeben, hieß es immer.“

Manche sagten, dass dort zwischen fünf und zehn Menschen umgekommen seien, wie Poletko erzählt. Diese seien im etwa fünf Autominuten entfernten Friedhof Feldmoching bestattet worden. Es sei ja nur ein kleines Lager gewesen und dort seien auch fast ausschließlich Zwangsarbeiter interniert worden. Aber warum wurden dann immer wieder Knochen gefunden?

„Massengräber? Hier in Ludwigsfeld?“ Das konnte Poletko nicht glauben. Es war 1975. Poletko war bereits 25 Jahre alt, als ihr fast 90-jähriger Nachbar Janek Dobranski kurz vor seinem Tod als einer der Ersten begann, über die Zeit als Zwangsarbeiter im Lager zu sprechen. „Er erzählte von den brutalen Strafen und von so vielen Menschen, die das alles nicht überlebt haben und hier in Ludwigsfeld in Massengräbern verscharrt wurden.“ Eines davon befindet sich dort, wo heute der Fußballplatz ist. Weitere



FOTO: JEANETTE WÖFLING

Die Siedlung Ludwigsfeld im Münchner Nord-Westen gilt als Musterbeispiel gelungener Integration. Über zwanzig verschiedene Nationen leben hier seit Generationen friedlich zusammen.

sollen sich unter Wohnblöcken in der Diamantstraße befinden. Der Historiker Klaus Mai sagt, er habe bisher die Namen von 192 Toten ermitteln können. Er verglich die Listen der Häftlinge, die in das Lager gebracht wurden, mit Aufstellungen derjenigen, die abtransportiert worden sind. Immer wieder entdeckte er so bisher unbekannte Opfer.

Oresia Poletko verunsicherte das: „Ich fühlte mich einfach nicht mehr wohl in unserer Siedlung.“ Obwohl sie in Ludwigsfeld aufgewachsen ist und all ihre Freunde und Verwandten hier lebten,

wollte Poletko plötzlich fort von hier. Sie träumte davon, nach Amerika, England oder sogar Neuseeland auszuwandern. Doch dafür reichte das Geld nicht. „Besonders im Winter wollte ich einfach nur noch weg.“

Aber auch im Sommer, wenn die Bäume und Sträucher zwischen den Häusern in den schönsten Grünschattierungen leuchten und die kleine Siedlung eher einem Park gleicht, hatte sie Fernweh. „Hier sagt man, dass das alles nur so gut wächst, weil Blut in der Erde ist“, sagt Poletko mit einem bitteren Lächeln.



FOTO: PIA BINDER

Am letzten Überrest des Konzentrationsaußenlagers, einer verfallenen Baracke, wurde eine Gedenktafel angebracht, um an die schrecklichen Verbrechen der NS-Zeit zu erinnern.

Anzeige

MEVLANA

KEBAP HAUS



Seit einigen Jahren wird die Siedlung Ludwigsfeld renoviert. Viele Häuserblocks erstrahlen nun in Blau, Gelb oder Orange.

FOTO: JEANETTE WÖFLING

WOHNSITUATION IN LUDWIGSFELD

Die Immobilienfirma Patrizia AG kaufte 2007 die Siedlung Ludwigsfeld. Oresia Poletko, die stellvertretende Vorsitzende der Interessengemeinschaft Ludwigsfeld, hoffte auf Verbesserung. Aber sie sagt: „Statt Baumängel zu beheben, wurden nur Schönheitskorrekturen vorgenommen. Und damit eine kräftige Mieterhöhung gerechtfertigt.“ Das Unternehmen erklärt hingegen, dass unter anderem Zentralheizungen, Dämmungen und Balkone angebracht wurden. Die Mietpreise seien für Münchner Verhältnisse immer noch moderat. Außerdem sicherte das Unternehmen alteingesessenen Mietern einen lebenslangen Kündigungsschutz zu. Doch viele der Bewohner Ludwigsfelds fürchten, dass sie sich die Mieten bald nicht mehr leisten können. Oresia Poletko macht das wütend: „Unsere Gemeinschaft hat so viele Schwierigkeiten überstanden und zerbricht nun an so was.“

Jahrelang träumte sie von Skeletten, die nachts aus den Gebüschern kriechen und sich zwischen den Häusern über die Straßen schleppen. Es ließ ihr einfach keine Ruhe. Vielen aus der Siedlung sei es so gegangen. Im Laufe der Zeit stellten die Ludwigsfelder Nachforschungen an.

Die Siedlung wurde 1952 mit Geldern des Marshallplans errichtet, um heimatlosen Ausländern Wohnraum zu schaffen.

„Diejenigen, die zu arm, zu krank waren oder einfach nicht mehr in ihre Heimat konnten, mussten hier einziehen.“ Das waren ehemalige Zwangsarbeiter, aber auch solche, die sich unter dem NS-Regime zu Wächtern hochgearbeitet hatten. Täter und Opfer waren gezwungen Tür an Tür zu leben. Zu Konflikten kam es jedoch nur selten. Das Leben nach dem Krieg war hart genug. Die Menschen hätten andere Sorgen gehabt, sagt Poletko.

„Mein Vater hat sich nie richtig von seiner Zeit im Konzentrationslager befreien können. Einmal im KZ, immer im KZ.“ Manchmal habe er tagelang mit bleichem Gesicht und abwesendem Blick im Bett gelegen, bei zugezogenen Gardinen, und wollte kaum einen Bissen essen. „Er hatte einfach nicht genügend Kraft und Lebenswillen, um aufzustehen“, sagt Poletko. So wie ihm ging es vielen Männern aus der Siedlung. Niemand wollte über die Vergangenheit sprechen. Alle wollten sie einfach nur vergessen.

„Manchmal hat man uns Kinder aus Ludwigsfeld angespuckt oder beschimpft“, sagt Poletko. „Wir waren für manche Deutsche immer noch Untermenschen.“ Die NS-Ideologie sei auch noch nach dem Weltkrieg in den Köpfen mancher Deutscher gewesen. Das schweißte die Menschen in Ludwigsfeld zusammen: „Wir gegen die anderen. Ob Armenier, Kalmücke, Russe oder eine der fast 20 weiteren Nationalitäten. Ob Buddhist, Moslem oder Katholik, nach und nach wurden wir alle zu Ludwigsfeldern.“

„Irgendwann hatten wir dann sogar eine eigene Hymne“, sagt Poletko. Eine geänderte Version von Steve Goodmans *The City of New Orleans. Good Morning Ludwigsfeld, how are you?* Immer wenn ein großes Fest in der Siedlung stattfindet, bilden die Ludwigsfelder spät

abends große Kreise, legen sich die Arme um die Schultern und singen dieses Lied.

„Wir passen zueinander“, sagt Poletko. Fortgezogen ist sie nie, obwohl sie sich in Deutschland manchmal nicht richtig heimisch fühlt. „Auch wenn ich hier lebe und einen deutschen Pass habe, bin ich im Herzen doch Ukrainerin.“ In die Heimat ihres Vaters wollte sie allerdings lange Zeit nicht, denn bis zur Unabhängigkeit der Sowjetunion war die Ukraine kommunistisch. Und nun möchte sie auch nicht mehr fort von hier. Andere, die wegzogen, kamen nach einigen Jahren wieder. „Sie vermissen das Ludwigsfelder-Feeling. Denn das ist einfach einzigartig.“

Wie einzigartig, zeigte sich etwa als der ehemalige ukrainische Präsident Viktor Juschtschenko Ludwigsfeld besuchte. Dessen Vater war während des Krieges Zwangsarbeiter im Lager Al-lach-Karlsfeld. „Alle Ludwigsfelder, egal ob Ukrainer oder nicht, haben gemeinsam unserem Präsidenten zugejubelt. Für mich war das ein ganz besonderes Gefühl.“

Poletko hat sich ausgesöhnt mit der Geschichte Ludwigsfelds. Sie möchte auf jeden Fall hier bleiben.

„Unsere Vergangenheit hat uns und vor allem unseren Eltern viel Leid gebracht, aber sie hat uns auch zusammengeschweißt.“

PIA BINDER

bleibt nach der Recherche vor Ort vor allem der herzliche Empfang der Ludwigsfelder in Erinnerung. „Gastfreundschaft ist bei uns selbstverständlich – das ist Tradition“, sagt Oresia Poletko.



Josef Poletko mit seiner damals vierjährigen Tochter Oresia, im Hintergrund eine Baracke des ehemaligen KZ-Außenlagers.

FOTO: PRIVAT

» Manchmal hat man uns Kinder aus Ludwigsfeld angespuckt oder beschimpft. «

Anzeige



Dom-**St. Willibald**
und Universitätsbuchhandlung

Lieferstress? Keiner da, der Päckchen entgegen nehmen kann?

Kein Problem: Bestellen Sie bei uns und holen Sie die Bücher im Laden ab.

**Dom- und Universitätsbuchhandlung
St. Willibald GmbH**

Marktplatz 5 · 85072 Eichstätt
Telefon 08421 80326

Öffnungszeiten

Montag bis Freitag von 8.30 Uhr bis 18 Uhr
und Samstag von 8.30 bis 12.30 Uhr





Cafeteria in einer britischen Kaserne – Paderborn um die 1960er Jahre.



Goodbye, Bratwurst?

Sie kamen als Besatzer und mit der Anweisung: Distanz zu den Deutschen, fremd bleiben. 70 Jahre später ziehen die britischen Truppen ab. Doch viele Soldaten haben hier inzwischen Freunde gefunden. Auch das Leben von Offizier Ian Grant hat sich mit den Jahren grundlegend verändert.

VON CHRISTIAN SCHWEPPE

„Eine britische Besatzung wird nicht von Brutalität, aber auch nicht von Nachgiebigkeit oder Sentimentalität geprägt sein.“

(Aus: Leitfaden für britische Soldaten in Deutschland 1944, Kiepenheuer & Witsch, 2014)

Der Befehl kam – und Ian Grant (heute 65) hatte zu gehen. Ein britischer Offizier, damals Anfang 20, auf dem Weg ins Deutschland der 1970er.

Grant kam in einer Zeit, in der die britischen Truppen ihren Besatzerstatus offiziell längst abgelegt hatten. „Sie gehen nach Deutschland“, war hingegen in den letzten Kriegsjahren für alliierte Soldaten ein Satz mit Tragweite. Der D-Day – die Landung der Alliierten in der Normandie – kam und mit ihm klare Regeln, wie die Soldaten später mit deutschen Zivilisten umzugehen hatten.

Kommen Sie den Deutschen nicht zu nahe, hat der Leitfaden gesagt.

Es ist wichtig, korrekt und soldatisch aufzutreten.

Vermeiden Sie loses Reden und legeres Verhalten.

Halten Sie Augen und Ohren offen.

Seien Sie vorsichtig mit Schnaps.

Sie gehen nach Deutschland.

Und sie blieben als Siegermächte: Die Russen in der Ost-Zone und späteren DDR, die Amerikaner in Bayern und Baden-Württemberg, die Franzosen im Süd-Westen.

Die britischen Truppen sammelten sich um den Rhein. Und blieben mehr als 70 Jahre lang. Seit 2013 will der britische Verteidigungsminister die Soldaten nun aber immer schneller abziehen. Es soll zurückgehen auf die Insel: Wer noch in der Truppe dient und in Deutschland stationiert ist, hat zwei Möglichkeiten – hierbleiben oder abrücken. Weg aus einem Land, das eigentlich immer suspekt war; einem Land der Lederhosen und Bratwürste.

Oder aber bleiben in einem Land, das plötzlich zur Heimat wurde.

Nach über 45 Jahren in der Truppe hatte am Ende auch der Offizier Ian Grant eine Entscheidung zu treffen.

Zum Gespräch im ostwestfälischen Paderborn kommt Grant standesgemäß zu früh. Zielsichere Begrüßung, fester Händedruck. Er ist seit einigen Monaten im Ruhestand. In diesen Tagen blickt Grant zurück auf seine Zeit in der britischen Armee.

Als er hier ankam, am 27. Dezember 1971, war das ein heller Tag. Auf der B55 kam ihm eine Wagenkolonne demonstrierender Bauern entgegen. Und wie sich Grant erinnert, sprach er noch kaum ein Wort Deutsch. An Neujahr stellte ihn sein General deswegen in die Ecke und brüllte ihn an. In einem Fotoladen in Sennelager wollte er einen Aufsteckblitz für eine *Kodak Instamatic* kaufen – und verzweifelte fast. Heute ist das anders: Grant spricht fließend Deutsch, kennt Wörter wie „pingelig“. Sein Akzent aber ist deutlich zu hören.

So sitzt er da und beginnt zu erzählen. Die feinen, silbrigen Haarsträhnen ordentlich frisiert, braunes Sakko, ein Mann vom Militär. Und einer mit einem warmen Lächeln. Sein Leben als britischer Soldat in Deutschland hat sich mit den Jahren verändert. Vom Fremden zum Freund? Bei seiner Ankunft damals platzte Grant in eine Zeit, in der die Jungen gerade den Nazi-Mief der Eltern vertrieben hatten. Friedensdemos und *lots of love*. Eine aufregende Welt. Ian Grant musste seinen Platz erst noch finden.

Aufgewachsen ist er in Stourbridge in den West Midlands. Birmingham ist nicht weit, West-England und ein rauer Wind. Seine Heimat ist bekannt für die alten Glasbläsereien. Grants Eltern war das Militär nicht fremd, aber in einer klassischen Soldatenfamilie sei er nicht groß geworden. Mit 22 ging er auf die Offiziersschule. Heute sagt Grant: „Ich wollte immer Offizier sein.“ Als habe ihm das Leben gar keine Wahl gelassen. Er ging als junger Mann und sollte Stourbridge lange Zeit nicht wieder sehen.

Grant machte Station in Nordirland, Zypern, Italien, Bahrain. Ein Fernmelder auf Mission. Und irgendwann stand er in Lippstadt, dann in Bielefeld. Eine Zeit voller militärischer Übungen, ein Leben begrenzt auf Kaserne und Truppenplatz. Grants Aufgabe war es, sich um das Funknetz der Kameraden zu kümmern. Augen und Ohren immer offen. Es gab Jahre, in denen er 40 Wochen auf Manöver war.

*

Nach den ersten Monaten musste endlich auch sein Deutsch besser werden. Der General war sehr deutlich gewesen zu Neujahr. Also übte Grant. „Klar habe ich

BRITISCHE SOLDATEN IN DEUTSCHLAND

In den 1980er Jahren waren rund 60 000 britische Soldaten in Deutschland stationiert. Seit den 2010er Jahren läuft der Abzug immer schneller. Im Jahr 2013 waren nach Armeeangaben noch 16 000 Soldaten hier. Aktuell sind nach Angaben der britischen Streitkräfte noch rund 5 000 britische Soldaten in Deutschland stationiert, etwa 4 000 davon in Paderborn. Während der Recherchen von Einsteins wurden die Kasernen Elmpt, Herford und Bergen-Hohne geschlossen. In Zukunft werden die letzten Truppen nur noch in Gütersloh, Sennelager, Bielefeld und Paderborn stationiert sein. 2020 soll der Abzug dann abgeschlossen sein.



Ian Grant vor der Alanbrooke Kaserne – im Herzen von Paderborn.

FOTO: CHRISTIAN SCHWEPPE

am Anfang ‚schießen‘ und ‚schießen‘ wechselt.“ Hilfe kam von unerwarteter Seite: In der Kaserne hatte er sich schon immer gut mit der Putzfrau verstanden – während seine Kameraden sie einfach ignorierten. „Guten Tag, Frau Hesse“, war einer von Grants ersten Sätzen auf Deutsch. Sprachlich sei er eben Spätentwickler gewesen. Trotzdem: „Das war ein Spaß – ich rede ja gerne mit den Leuten.“ Besonders mit Frau Hesse. Irgendwann lag seine Wäsche fortan frisch gebügelt in der Schublade. Die Kameraden mussten das selbst erledigen. Die Deutschen seien ihm gegenüber immer sehr hilfsbereit gewesen, erzählt Grant. „Natürlich haben die auch mal gelacht. Aber das machen wir ja auch wenn sie anfangen, Denglisch zu sprechen.“

Am Ende der 1990er war dann Schluss auf der Karriereleiter der britischen Armee; Grant würde sie nicht weiter hinaufkommen. Das hatte man ihm deutlich gemacht. Eine neue Aufgabe musste her, und damit ein neuer Lebensabschnitt. Grant blieb der Armee treu, wurde Verbindungsoffizier in Paderborn. Und damit vom Fremden zum Mittler zwischen Briten und Deutschen,

» Ich wollte immer Offizier sein «

zwischen Behörden und Soldaten. Einer, der beide Seiten hört und mit allen reden kann. Sein Job: Ärger vermeiden. Und so wählten die Leute seine Nummer, wenn sie wegen der Panzerketten in der Kaserne nebenan nicht schlafen konnten. Einmal rief sogar eine Frau aus Hamburg an. Sie schimpfte, dass der britische Fernsehsender BFBS bei ihr nicht laufe. *Bloody hell.*

Auch Gewalt hat es zwischen Briten und Paderbornern gegeben. Zum Beispiel als sich zwei betrunkene Soldaten mit Abiturienten am Ufer der Pader prügeln. Ein zertrümmerter Kiefer, tobende Eltern, der Verbindungsoffizier in Schwierigkeiten. Und am Ende eine ehrliche Entschuldigung. Manchmal schlichtete Grant gar so gut, dass ihm dafür Ärger drohte. Kurz bevor ein Prozess in der Stadt beginnen sollte, hatte Grant sich die Beteiligten geschnappt – und den Streit geklärt. Ganz ohne Gericht und Verfahren. Der Richter schäumte. Und Grant lernte noch ein deutsches Wort dazu: Prozessbehinderung. Heute lacht er darüber. Er liebte diesen Job.

» Mein Job: Ärger vermeiden «

Aber es war stressig. Und irgendwann machte das Herz Probleme. Mit 65 ging Grant in den Ruhestand. Er ist jetzt kaum noch in der Kaserne. „Früher konnte ich einfach hoch zum Chef laufen – heute geht das nicht mehr so einfach.“ Den alten Militärausweis hat Grant noch immer im Geldbeutel.

*

So sehr sich Grants Leben als Brite in Deutschland mit der Zeit verändert hat, so sehr hat sich auch seine Stadt gewandelt. Für Paderborn geht mit dem Abzug der britischen Truppen eine Ära zu Ende. Für die Wirtschaft wird der Abzug der letzten Soldaten ein Einschnitt. Denn auch ihre Angehörigen werden die Stadt verlassen. Über siebzig Jahre lang haben sie die Kultur der Stadt geprägt.

Bevor der britische Abzug endgültig abgeschlossen ist, soll ein regionales Forschungsprojekt herausfinden, wie sich die Stationierung der Soldaten auf die Stadtentwicklung ausgewirkt hat: Englische Schulen, NAAFI-Stores, das Ausgehverhalten und eigene Siedlungen – die Briten haben vieles einfach mitgebracht. 400 000 Euro kostet das Forschungspro-



» Der Tag wird kommen,
an dem unsere Kinder fragen:
Wie war das eigentlich mit
den Briten? «

jekt und soll die britischen Einflüsse untersuchen. Begleitet wird es unter anderem vom Paderborner Kulturamtsleiter Christoph Gockel-Böhner. Er will einen wissenschaftlichen, unideologischen und distanzierten Prozess der Aufarbeitung. Man müsse das jetzt machen, weder schönfärben noch schwarzsehen. „Denn der Tag wird kommen, an dem uns unsere Kinder fragen: Wie war das eigentlich mit den Briten?“

Paderborn werden sie bis 2020 verlassen – rund 4 000 Soldaten aus fünf Kasernen. 1 500 Wohnungen kommen auf den Markt. Viele in der Stadt wittern ein Schnäppchen. „Das ist ein bisschen wie ein riesiges Monopoly“, ist es dem Leiter des Amtes für Liegenschaften schon herausgerutscht.

Der ehemalige Bürgermeister, Heinz Paus (CDU), klingt fast wehmütig, wenn er vom Abzug der Briten spricht. „In den letzten Jahren hat sich die Truppe kontinuierlich nach außen geöffnet, ein Stück Internationalität nach Paderborn gebracht.“ Überall seien die Briten genauso zuhause wie die Paderborner – ob im Freibad, im Supermarkt oder im Bus zum Stadion.

*

Ian Grant hat mittlerweile sein eigenes Haus, draußen vor den Toren der Stadt. Auch das trägt dazu bei, dass er bleiben will. Nicht zurück nach Stourbridge. Er habe da keine Wurzeln mehr. Seine Schwester lebt noch dort, aber allzu abgesehen im kleinen Dorchester.

Die Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, hat noch einen anderen Grund: Ian Grant hat eine deutsche Frau – Marlies (63). *Short for Maria Elisabeth*. Blonde Haare, pharmazeutische Assistentin. Zuhause spricht man Englisch.

Kennengelernt haben sich die beiden auf einem Manöver, März 1972. Grant erinnert sich genau.

„Es war Herrenabend der Offiziere, ein paar Frauen sind aber auch da gewesen. Mein General sagte zu mir: Die hat einen großen Bauernhof – geh da doch mal hin. Also bin ich hin. Weil sie erst 19 war, musste ich erstmal ihren Vater um Erlaubnis fragen.“

Ganz förmlich, das ländliche Deutschland der 1970er: Er klopft an die Tür, aber der Vater ist nicht da. Den ganzen Abend sitzt er in einem Sessel, trinkt Apfelsaft und wartet. Um Mitternacht taucht endlich der spätere Schwiegervater auf. Auch ein Fernmelder. Er kommt in die Stube, Grant in seinem Sessel, und fragt: Was trinken Sie da? Es dauert nicht lange, da stehen Bier und Schnaps auf dem Tisch. Die Verlobung mit Marlies kam mit dem September, die Hochzeit im Juli 1973.

Für ihr kleines Dorf etwas völlig Neues: Ein Brite, noch dazu Soldat, der eine von ihnen heiraten wollte. Der Gottesdienst auf Englisch, schwierig. Am Ende musste sich die Hochzeitsgesellschaft ausgerechnet über eine tote Sprache verständigen – Latein.

Wenn Grant auf Manöver war und Marlies allein mit dem Kinderwagen, folgten ihr manchmal die Blicke. *Wir wissen, was dein Mann macht. Dein Soldat*. Mit den Jahren wurden deutsch-britische Ehen üblicher. Für die Kinder wurde es damit aber nicht unbedingt leichter. Auch bei den Grants. Die beiden Töchter Robyn (32) und Jennifer (28) leben mittlerweile wieder in Südengland. Der Vater hält den Kontakt, kennt den genauen Mietpreis der 55 Quadratmeter-Wohnung seiner Robyn. Im Sommer wollen alle zusammen auf die Paderborner Li-

bori gehen, eines der ältesten Volksfeste Deutschlands.

*

Ian Grant kam hierher als Teil der britischen Streitkräfte. Letztlich wurde er zum Freund der Deutschen. Seine Lebensgeschichte ist eine glückliche, nicht alle seiner Kameraden sind hier heimisch geworden. Viele blieben ohne Haus und Familie, wollten lieber weiter auf Manöver oder zurück nach England. *Goodbye, Bratwurst*.

Und was bleibt für Grant von seiner Zeit zwischen alter und neuer Heimat?

Das Bier? „Englisches ist ganz schön bitter, mehr als ein großes geht nicht.“

Cricket? „Meine Frau sagt: Da kannst du auch gleich der Farbe an der Wand beim Trocknen zugucken.“

Schützenfrühstück? Geht er am Montag hin.

2017 kommt die Bundesgartenschau in die Region, da könnte er wieder mitmischen, als Touristenführer. „Bisschen Spaß machen.“ Nur an ein paar Dingen verzweifelt Grant auch in der neuen Heimat. An der Behördensprache zum Beispiel. Daran, dass auf der Straße rechts vor links kommt. Und an diesen verfluchten deutschen Verkehrsinseln.

CHRISTIAN SCHWEPPE

Zum Gespräch kam Ian Grant stilecht mit Fliege. Die hatte er auf Manöver in Nordirland gekauft – trotz strenger Kleiderordnung. Heute noch bindet Grant die Fliege selbst. „Das ist Ehrensache“, sagt er.

Anzeige

Braugasthof Trompete Bar - Biergarten - Gästezimmer



Gemütlichkeit im Herzen der Eichstätter Altstadt
frische bayerische & mediterrane Küche
Mittagessen zu Studentenpreisen
Sonnenterrasse & ruhiger Innenhofbiergarten

Ostenstr. 3
85072 Eichstätt
fon: 08421/98170
www.braugasthof-trompete.de
mail@braugasthof-trompete.de



SCAN IT - LIKE IT - LOVE IT
Fan werden -
Vorteile sichern

Facebook-fan-aktionen,
insider-infos und vieles mehr
exklusiv nur für FANS



EINE FOTOREPORTAGE VON **CHRISTOPH EIBEN**
RECHERCHE/TEXT VON **THOMAS FEILER**

Im unterfränkischen Kitzingen – nahe Würzburg – war das US-Militär seit Ende des Zweiten Weltkrieges stationiert. Bis zu 12 000 Amerikaner haben neben 20 000 Kitzingern gelebt. Zäune und Wachhäuser schützten das Gelände vor der Außenwelt. 2006 sind die Amerikaner abgezogen. Seitdem steht die Wohnsiedlung Marshall Heights leer. Für Außenstehende gibt es nur noch wenige Gelegenheiten, das Gelände zu betreten. Einsteins hat einen seltenen Einblick in eine fremde Welt erhalten.



Zäune, Wachhäuser und Schranken sichern das 32 Hektar große Gelände ab: Die Amerikaner schufen hier ihre eigene Welt.



Die meisten der US-Soldaten und ihre Familien lebten in 30 Wohnblöcken – insgesamt ungefähr 600 Wohnungen.



Außerdem gab es etwa 100 Wohnungen in den Doppelhaushälften. Dort lebten die höhergestellten Soldaten.



Um sich im fremden Kitzingen heimisch zu fühlen, wurden die Gebäude nach amerikanischem Vorbild gestaltet.



Die Amerikaner hatten sogar ihre eigenen Schulen und Turnhallen.



Letztes Relikt aus dem Sportunterricht: Vermutlich steht dieser Schuh seit neun Jahren zurückgelassen in der Turnhalle.





Verlassen wie die Turnhalle sind auch die Klassenzimmer: Von Schulbänken und Büchern keine Spur mehr.



Es ist noch nicht geklärt, was mit den Marshall Heights geschieht. Die Natur erobert sich die Fläche langsam wieder zurück.



WIR KRIEGEN'S RAUS.

**DIE BESTEN IDEEN
AUS LOKALZEITUNGEN.**

DAS MAGAZIN. DAS PORTAL. DAS ARCHIV.

drehscheibe

aus Lokalredaktionen für Lokalredaktionen

www.drehscheibe.org

Gestatten: Quick

Er ist Deutscher, er gehört zum Volk der Roma: David Kwiek hatte immer mit Vorurteilen zu kämpfen. Seine Leidenschaft für das Tanzen führt ihn in eine Welt, in der Herkunft keine Rolle spielt. Dort ist er Mr. Quick.

VON CARMEN PROTZ-CARRILLO



FOTOS: LAURA UEBEL

Mannheim, Hauptbahnhof. David Kwiek (30) steht auf dem Bahnsteig und wartet. Wo bleiben sie denn? Dann hört er Geschrei und dreht sich um, da kommen sie. Heeeeey!, sagt er. Wie war's? Erzählt! Eine Traube von Kindern sammelt sich um David, sie schreien durcheinander, ziehen an seinen Baggy-Hosen. Er lacht, sie haben zu viel Energie. Er will alles hören, was sie erlebt haben. Die kleinen Tänzer zeigen ihrem Lehrer ein paar coole Moves vom Wettbewerb, David Kwiek lacht und klatscht. Dann ertönt hinter ihm plötzlich eine Stimme: Entschuldigung, Personalkontrolle, gehen Sie einen Schritt zurück. David dreht sich um, er sieht zwei Polizisten, die sich vor ihm aufbauen: Sie verhalten sich auffällig, sagen die beiden. Personalausweis bitte.

Ein Blick auf den Ausweis: Aaaaah, Kwiek also? Die Polizisten tauschen einen Blick. Einen Blick, so kurz, dass er kaum zu sehen ist. Außer für David. Er kennt diesen Blick.

Sie greifen ihn am Arm, ziehen ihn zur Seite, weg von den Kindern. Sie tasten ihn ab, von den Sneakers bis zur Kappe. Nein, er hat keine Vorstrafen. Nein, er trägt keine Waffen bei sich. Er ist nur hier, um seine Tanzschüler abzuholen.

Die Polizisten merken schnell – bei diesem Kwiek ist nichts zu finden. Sie drehen sich um und gehen. Ohne ein Wort zu sagen.

„In dem Moment, als sie meinen Namen gelesen haben, dachten sie, sie haben den Jackpot geknackt. Ein Kwiek in Mannheim, ein Zigeuner, bestimmt ein Gesuchter.“ David Kwiek kneift die Augen zusammen, als er sich an die Szene erinnert. Eine Falte bildet sich auf seiner Stirn. Sein Name hat ihm in Deutschland

schon oft Probleme gemacht. „Kwiek ist der Name einer bekannten Roma-Sippe in Osteuropa. Mein Groß-Groß-Opa war ein hohes Tier damals in Polen. In den 1920ern wurde er zum König der Zigeuner gewählt. Der Name hat einen Ruf.“

David rückt seine Kappe gerade und zieht an der Zigarette. Er sitzt im Schatten eines großen Baumes am Paradeplatz in Mannheim. Es ist Anfang Juni, die Sonne knallt vom Himmel, Kinder spielen im Brunnen, alte Herren sitzen auf den Bänken, diskutieren lautstark, prostern sich zu. Menschen hasten zur Straßenbahn.

David ist hier aufgewachsen, in den Straßen von Mannheim, im Multi-

kulti-Viertel Jungbusch. In den 1960ern kam sein Opa aus Polen nach Deutschland, seine Mutter war damals noch ein Kind. Es waren acht oder neun polnische Familien, Roma, die auf der Suche waren nach einem besseren Leben in Deutschland. So hat es Davids Mutter ihm erzählt. Sie hofften, dass sich die Verhältnisse für sie verbessert, die Zeiten sich geändert hatten.

Doch die Zeit der Ausgrenzung war nicht vorbei. Sie ist es bis heute nicht: David merkte schon als Kind, dass er anders war, irgendwie nicht reinpasste. Obwohl er in Mannheim geboren wurde, obwohl er schon immer einen deutschen Pass hatte, war da immer dieses Gefühl, anders zu sein.

„Ich habe mich nie so verhalten, wie es von mir erwartet wurde. Ich wurde von Roma-Kindern gemobbt, weil ich mit Deutschen gespielt habe; und von den Deutschen, weil ich Roma bin. Beide Seiten sind intolerant.“

Wer bin ich? Diese Frage hat sich David früher oft gestellt. Er war planlos, viel auf der Straße, immer öfter stellte seine Herkunft sich ihm in den Weg. In der Schule sei er von den Lehrern schlecht behandelt worden. Nach der Grundschule bekam seine Mutter die dringende Empfehlung, ihn auf die Sonderschule zu schicken – obwohl Davids Noten etwas anderes sagten.

Wenn er sich heute an diese Zeit erinnert, wird er wütend. Dann fuchtelte er mit den Händen vor der Brust herum und seine Stimme wird hektisch. „Die haben mir schon als ich klein war Steine in den

Weg gelegt, mich direkt auf die schiefe Bahn gelenkt.“ Vor 15 Jahren fand David dann etwas, das ihm einen ganz neuen Platz in der Gesellschaft gab. Ihn

mitnahm in eine andere Welt. Eine neue Leidenschaft, ein Hobby, das seine Herkunft und Wurzeln unwichtig machen würde. Das Tanzen.

Damals hat er die Tanzgruppe *Unique Wizzards* im Fernsehen gesehen, wie sie auf dem Paradeplatz in Mannheim „krassen“ Breakdance getanzt haben. David fuchtelte mit seiner Zigarette in der Luft herum, deutet an das andere Ende des Platzes, auf einmal blitzen seine Augen. „Ich wusste sofort, dass ich bei denen mitmachen will. Getanzt habe ich eigentlich schon immer. Mich reizte alles, was Bühne ist. Aber nur von denen wollte ich was lernen, weil die echt was draufhatten.“

» In dem Moment, als sie meinen Namen gehört haben, dachten sie, sie haben den Jackpot geknackt «

GESCHICHTE

Forscher vermuten, dass die Bevölkerungsgruppe der Sinti und Roma ihren Ursprung in Indien hat. Ab dem 7. Jahrhundert begannen die Wanderungen über Persien, Armenien und das Byzantinische Reich nach Europa. Die Wissenschaftler nehmen an, dass die Hauptgründe für die Wanderungen in den Westen Armut, Verfolgung und Sklavenhandel waren. Bis heute konnte das aber nicht vollständig bestätigt werden. Die Vorfahren der heutigen Sinti siedelten sich im mitteleuropäischen Raum an, die der Roma vorwiegend in Osteuropa. „Zigeuner“ hat sich die Bevölkerungsgruppe selbst nie genannt – das ist ein abwertender Begriff der Mehrheitsgesellschaft. Die Sprache der Sinti und Roma – das Romanes – wird nach vorsichtigen Schätzungen von mehr als 3,5 Millionen Menschen gesprochen. Verbunden ist die Minderheit der Sinti und Roma durch ihre Sprache und ihre historisch-geographische Herkunft.

VERFOLGUNG UND AUSGRENZUNG

Die Sinti und Roma stellen in keinem Land der Welt die Bevölkerungsmehrheit dar. Sie waren schon immer eine Minderheit, ohne eigenen Staat, eigenes Land oder eine eigene Regierung, die sich für ihre Rechte einsetzen könnte. Die Sinti und Roma waren fremd, verfügten über eine eigene Sprache und Kultur, waren von dunklerer Hautfarbe, wurden als Ausländer angesehen. Sie wurden ausgegrenzt und sozial deklariert. In Deutschland gipfelte die Ausgrenzung und Verfolgung der Sinti und Roma in der Zeit des Nationalsozialismus in einen Völkermord.



Schritt vor, Schritt zurück und dann die Drehung! Töchterchen Gabriela übt beim offenen Tanztraining fleißig ihre Choreographie mit Papa David.

Dieser Moment löste in David etwas aus. Er trainierte jeden Tag, wurde bei den *Unique Wizzards* aufgenommen, tauchte in die Mannheimer Szene ein, tanzte immer weiter und vertrat 2013 Deutschland beim internationalen Breakdance Wettbewerb *Battle of the Year*. Er sagt: „Tanzen war meine Zuflucht, da hat mir keiner vorgeschrieben was ich machen soll. Es hat mir Kraft gegeben. Herkunft, Hautfarbe, Nation und Kultur sind egal. Alle sind verbunden durch die Solidarität zur Musik und es zählt nur, was du drauf hast.“ Vor vier Jahren kündigte David seinen damaligen Beruf als Gabelstaplerfahrer. Er wird freiberuflicher Tanzlehrer. Er arbeitet mit der Jugendförderung Mannheim zusammen, veranstaltet Hip-Hop-Workshops an Schulen und gibt offenes Tanztraining im Jugendhaus Erlenhof. Er legt sich

» Tanzen war meine Zuflucht, da hat mir keiner vorgeschrieben, was ich machen soll «

einen Künstlernamen zu. Aus dem Roma-Namen Kwiek wird „Mr. Quick“ - der Tänzer.

Mr. Quick wird in der Szene bekannt. Doch solo tanzen reicht ihm nicht. Vor zwei Jahren gründet er gemeinsam mit seiner Freundin die Hip-Hop-Gemeinschaft *Kinder des Mannos*. „Wir wollen

den Kindern helfen ihre Zugehörigkeit zu finden und für ihren Traum zu kämpfen. Gemeinsam treiben wir die urbane zeitgenössische Kultur in Mannheim

voran!“ Bei den *Kindern des Mannos* treffen verschiedenste Kulturen und Nationen aufeinander, egal, ob reich oder arm; Student, Kind oder Arbeiter. Die Mitglieder sind zwischen zwölf und dreiundvierzig Jahren alt. Alles was zählt, ist die Liebe zum Tanzen. *PEACE. LOVE. UNITY.*, heißt es auf der Facebookseite. Mittlerweile tanzt die Gruppe erfolgreich



VERFOLGUNG UND AUSGRENZUNG

Ab 1935 begann die offizielle Verfolgung aus rassistischen Gründen, ab 1940 wurden Sinti und Roma in Arbeits- und Konzentrationslager vor allem in das von Deutschland besetzte Polen deportiert. Mit „Vernichtung durch Arbeit“ und Zwangssterilisation wollten die Nationalsozialisten das von ihnen propagierte „Zigeunerproblem“ lösen. Die Zahl der Sinti und Roma, die im nationalsozialistisch besetzten Europa und den mit Hitler-Deutschland verbündeten Staaten ermordet wurden, wird zwischen 220 000 und über 500 000 geschätzt. Anders als bei den jüdischen Opfern des Nazi-Terrors wird der Völkermord an den Sinti und Roma oft verdrängt und ignoriert, sagen Kritiker.

internationale Battles. Die Entscheidung, sein Leben dem Tanzen zu widmen, hat David von seiner Familie entfernt. Schon als er noch zur Schule ging, spürte er den Druck.

Sein Onkel wollte, dass er die Schule schmeißt und in das Familiengeschäft einsteigt. Teppichhandel. Das sei so üblich bei den Kwieks. Doch David wollte das nicht. „In dieser Hinsicht war ich egoistisch, ich wollte keine Teppiche verkaufen, ich wollte meine Schule machen. Ich habe mich gegen die Familientradition entschieden. Doch ich habe es bis jetzt nie bereut.“

David Kwiek hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Menschen von ihren Vorurteilen zu befreien. Er hat die Antwort auf die Frage, wer er ist, gefunden. Er ist Deutscher. Er gehört zum Volk der Roma. Er ist Tänzer. Er ist selbstbewusst, aufgedreht, lauter als seine Mitmenschen und ein kleines bisschen verrückt. Er läuft durch die Straßen im Jungbusch, kennt immer den kürzesten

Weg, biegt rechts ab, links ab, grüßt alle paar Meter jemanden, wird dauernd angerufen, spricht laut – wenn er will auch mit dem breitesten ‚Mannemer‘-Dialekt. Er liebt Mannheim, seine Stadt, seine Heimat, seine Szene.

Der Hip-Hop hat ihn beeinflusst und im Gegensatz zu früher kann er heute seine Persönlichkeit genau definieren: Er ist teilweise Roma, teilweise Deutscher – das hängt ganz von der Situation ab.

„Bei der Arbeit bin ich genauer als mancher Deutscher. Ich hasse Unpünktlichkeit und bevor ein anderer eine Aufgabe nicht richtig macht, mache ich sie lieber selbst.“ Und David geht offen auf Menschen zu.

Die anderen müssen sich nicht anpassen oder ändern, er lässt jeden „Gadje“ sein – also nicht Roma. „Die Roma waren schon immer ein Künstlervolk, ein Musikantenvolk, ein Tänzervolk. Das steckt mir im Blut. Und mit meiner Mutter spreche ich zum Beispiel nur Ro-

SINTI UND ROMA HEUTE

Rund 120 000 Sinti und Roma leben heute in Deutschland, 70 000 davon mit deutscher Staatsbürgerschaft – so die Angaben der staatlichen Verwaltung und des Zentralrats der Sinti und Roma. Es ist schwer, eine genaue Zahl festzulegen, da sich viele Sinti und Roma aus Angst vor Diskriminierung nicht zu ihrer Herkunft bekennen. Nach Ende des Nationalsozialismus erfuhren die Sinti und Roma keinerlei Anerkennung der Verfolgung von Seiten des Staates. Im Gegenteil: Das System der Erfassung, der Ungleichbehandlung und Diskriminierung wurde nach 1945 von der Polizei weitergeführt. Bis in die 1970er Jahre bestand eine sogenannte „Landfahrerzentrale“. In dieser wurden alle Sinti und Roma aufgeführt, wo sie leben und was sie beruflich machen. Diese Registrierungen wurden abgeschafft – denn heute soll eine Sondererfassung und ethnische Diskriminierung der Sinti und Roma unbedingt vermieden werden. Probleme mit Antiziganismus – also den Vorurteilen gegen Sinti und Roma – gibt es aber heute noch.

manes. Aber ich folge keinen typischen Traditionen und bin auch nicht so verschlossen der anderen Welt gegenüber wie die meisten Roma.“

Nicht immer fiel es David leicht, so offen über seine Roma-Wurzeln zu reden. Es gab Momente, in denen er sie verstecken wollte – doch das ist durch seinen Nachnamen fast unmöglich.

Beispielsweise bei der Wohnungssuche. Als David in einen anderen Stadtteil in Mannheim ziehen wollte, musste er für viel Geld einen Makler engagieren, der eine Wohnung für ihn suchte. Er ist sich sicher: Hätte er sich persönlich gemeldet, hätte er seine neue Wohnung niemals bekommen. „Als ich eingezogen bin, haben die Nachbarn angefangen zu reden: ‚Wie hat es ein Zigeuner in diese Wohnung geschafft, wir wollen die hier nicht haben.‘ Und, und, und.“

Diese Erlebnisse und auch Vorfälle mit der Polizei, wie am Hauptbahnhof in Mannheim, haben David geprägt.

Heute ist er selbstbewusst; er weiß, was er will und liebt es, Leute mit seiner Art zu konfrontieren und in Verlegenheit zu bringen:

„Ich kam aus der Scheiße und hab es geschafft.“

Er hat sich in Mannheim einen Namen gemacht, er wird respektiert. Seine Vergangenheit und seine Erfahrungen haben ihn entschlossen gemacht. Entschlossen, es bei seiner Tochter anders zu machen. Er wollte es ihr ersparen, mit dem Namen Kwiek aufzuwachsen. „Mit Vorurteilen gegen Roma wird sie früh genug zu kämpfen haben. Deswegen hat sie den deutschen Namen Döring bekommen, nach ihrer Mutter.“

Trotz dieser Entscheidung ist es David wichtig, dass seine Tochter ihre Wurzeln kennt, sie soll ohne Schubladendenken aufwachsen. Er bringt es ihr Spaßig bei. „Ich sage Gabriela immer: Roma sein bedeutet verrückt sein, crazy sein, laut sein. Roma sein bedeutet lustig sein, und man muss sich nicht dafür schämen.“ Ob sie das versteht, weiß er nicht. Gabriela ist erst sechs.

CARMEN PROTZ-CARRILLO

besuchte während der Recherchetreffen mit David Kwiek ein Tanztraining der Hip Hop Gemeinschaft *Kinder des Mannos* an der alten Feuerwache in Mannheim. Während die Kinder tanzten, schoss Fotografin Laura Uebel Bilder aus allen möglichen Perspektiven. Nachdem alles Nötige auf Bild und Papier festgehalten war, kam ein Kind auf sie zu und meinte: „Sieht cool aus, was ihr so macht. Kann man bei euch ein Praktikum machen?“





Selbstbewusst sein und sich nie für die eigene Kultur schämen – das bringt David Kwiek seiner Tochter bei.

Anzeige

...immer die richtige Wahl.



Am Anger 4 • 85072 Eichstätt
Telefon: (0 84 21) 90 97 20 - 0
Telefax: (0 84 21) 90 97 20 - 20
Claudia Regensburger e.K.



Marktplatz 15 • 85072 Eichstätt
Telefon: (0 84 21) 9 72 40
Telefax: (0 84 21) 97 24 19
Martin Regensburger oHG

 **Gabrieli**
Apotheke

Gabrielstraße 8 • 85072 Eichstätt
Telefon: (0 84 21) 9 79 30 • Telefax: (0 84 21) 97 93 17
Martin Regensburger oHG

EINSTEINS

DIE REDAKTION



Christian Schweppe
CvD Print



Maren Schubart
CvD TV



Antonia K pferling
CvD Online



Christoph Eiben
Bild-Chef



Lennart Bedford-Strohm
CvD TV-Produktion



Sarah Beham
CvD Print-Produktion



Elke Gober
CvD Online-Produktion



Thomas Feiler
Leitung Textredaktion



Hannah Heinzinger
Art Director



Pia Binder
Textredaktion



Lucas Blasius
Textredaktion



Anna Eberle
Online-Produktion



Kevin Ebert
TV-Produktion



Alena Eichler
Textredaktion



Katharina Gotz
Online-Produktion



Nina Habres
TV-Produktion



Bianca Hofmann
Textredaktion



Adrian Kilb
Print-Produktion



Michael Kister
Print-Produktion



Elisabeth Korn
Finanzen



Dunja Kuster
Online-Produktion



Helene Matejcek
Textredaktion



Amanda M ller
Bildredaktion



Daniela Preis
Bildredaktion



Carmen Protz-Carrillo
Textredaktion



Pia Reiser
Textredaktion



Nikolai Russ
TV-Produktion



Ilona Schmuttermaier
Social Media



Sandra Schnabel
Anzeigen



Olga Sterzer
Corporate Design



Felix Strohbach
Corporate Design



Luisa Szabo
Corporate Design



Jonas Thoma
TV-Produktion



Laura Uebel
Print-Produktion



Mirjam Uhrich
TV-Produktion



Jeanette Wöfling
Corporate Design



Jan Zimmermann
Textredaktion



Friederike Herrmann
Chefredaktion Print



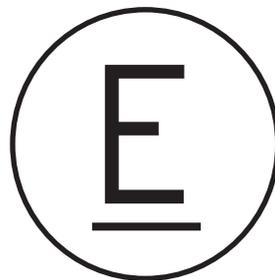
Susanne Wegner
Chefredaktion Print



Michaela Petek
Chefredaktion TV



Jörg Pfeiffer
Chefredaktion Online



EINSTEINS – Das Magazin
der Eichstätter Journalistik

Herausgeberin
Prof. Dr. Friederike Herrmann
Professur für Journalistik und
Kommunikation

Redaktionsanschrift
Studiengang Journalistik
Ostenstraße 26
D-85072 Eichstätt
Telefon (08421) 93-21564
Telefax (08421) 93-21786
redaktion@einsteins-magazin.de

Auflage 1 700 Exemplare
Druck Spintler Druck & Verlag
D-92637 Weiden i. d. Opf.
Internet
www.einsteins-magazin.de

Noch mehr Einsteins



Wir sind crossmedial!

Vom Gefühl des Fremdseins können Sie nicht nur lesen. Bei EinsteinsTV finden Sie Fernseh-Reportagen rund um das Thema „Fremd in Deutschland“. Dort können Sie die Geschichten aus einer anderen Perspektive betrachten und neue Aspekte entdecken: Im Heft lesen Sie etwa, wie Mazen nach Deutschland flüchtete. Bei EinsteinsTV sehen Sie, wie seine Familie nachkommt. Alle Beiträge finden Sie auch auf unserem YouTube-Kanal.

Unser Web-Magazin bietet weitere Hintergrundinformationen. Wenn Sie neugierig sind, was hinter den Kulissen von Einsteins passiert ist und Sie bis zur nächsten Ausgabe nichts verpassen möchten, besuchen Sie unsere Facebook-Seite und folgen Sie uns auf Twitter.



/einsteinsmagazin



/einsteins



/Journalistikstudium

Laden Sie sich den QR-Scanner auf Ihr Smartphone (kostenlos in jedem App-Store). Scannen Sie diesen Code und kommen Sie darüber direkt auf unsere Online-Seite.



Anzeige



Eichstätter Universitätsgesellschaft

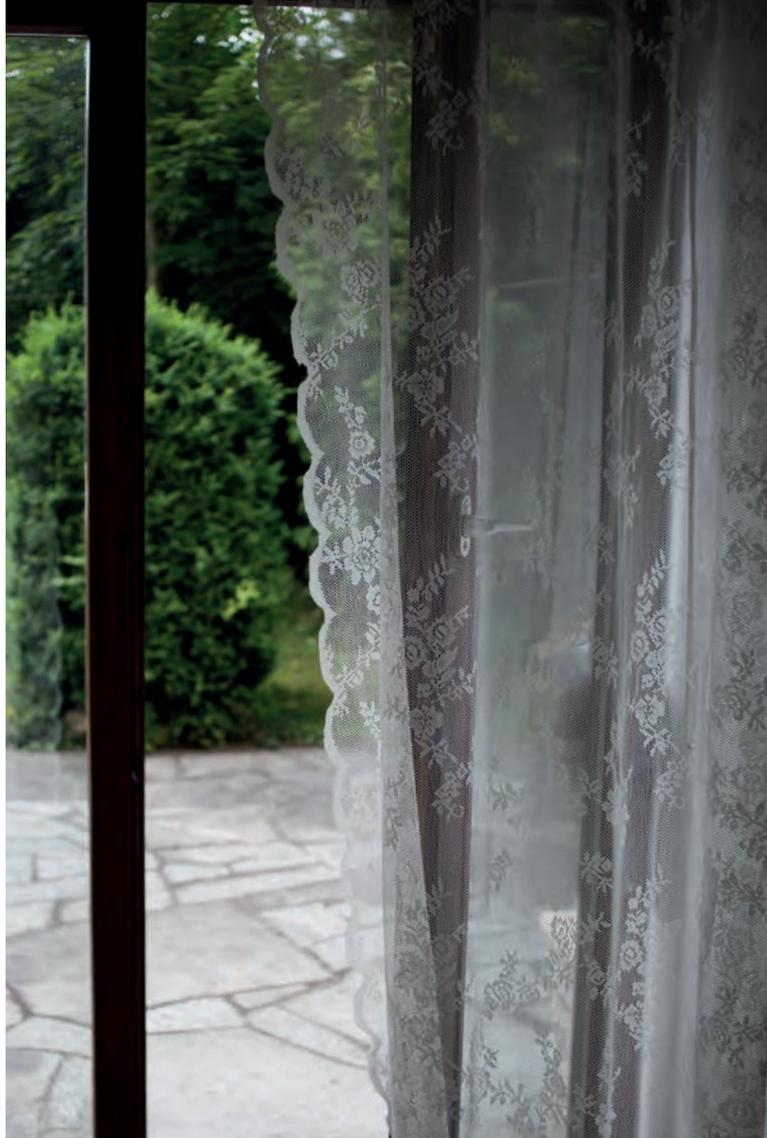
Die Eichstätter Universitätsgesellschaft ist ein Freundes- und Förderkreis, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die KU bei der Verwirklichung ihrer wissenschaftlichen und kulturellen Ziele zu unterstützen. Neben jährlichen Preisen beim DIES für die besten Promotionen bzw. Habilitationen helfen wir vor allem bei Tagungen, Kolloquien und Exkursionen finanzielle Engpässe auszugleichen, die mit universitären Haushaltsmitteln nicht oder nur zum Teil finanziert werden können.

Wenn Sie bei diesen Aufgaben mithelfen wollen, können Sie zu einem Jahresbeitrag von 32 Euro Mitglied werden. Bitte untenstehende Angaben ausfüllen und per Post an Günter Harrer, Pflanzgarten 7, 85072 Eichstätt (mail: guenter.harrer@web.de) senden.

Name, Vorname, Adresse
IBAN.....

Ort, Datum

Unterschrift



2015